Conversations-
und
Reisebibliothek.

V.

Dr. H...

Ein Sommer in Schleswig.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Ein
Sommer in Schleswig.

Skizzen und Bilder

von

Dr. H...

Aus dem Dänischen von Heinrich Helms.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Inhalt.

I. In Angeln.

II. Auf der Westküste.

III. An der Schlei.

I.

In Angeln.

1. Land und Leute.

Auf der östlichen Küste von Schleswig liegt ein Stück Land, das während der letztverflossenen Jahre unausgesetzt ein Gegenstand der emsigen Rede gewesen ist. In deutschen und dänischen Zeitungen hat dieses Ländchen sich eines Leumundes zu erfreuen gehabt, als sei es ein politischer Vulkan; gar selten habe ich es anders als im Gefolge „politischer Demonstrationen" und „passiven Widerstandes" nennen hören — es müßte denn von irgend einem Landmanne gewesen sein, der unter den rothen Wiederkäuern des Ländchens sein Ideal einer Milchkuh gefunden. Es ist das Land der Sprach- und Hutabnehmungs-Rescripte, es ist das freundlichste Land von der Welt, mit schönen Dörfern, die sich halb hinter Hecken und Knickicht verstecken, mit wogenden Kornfeldern, lieblich durchschnitten von grünen Waldstrichen, hier und dort mit frischer Wiese und überall, wo die Aue sich Bahn bricht durch blühendes Röhricht und gelbe Irisblumen hindurch, um sich in der Sonne zu baden, die auf den stillen See herabscheint — es ist die Landschaft Angeln.

„O Angelland!
Wie lieblich bist du anzuschau'n
Mit deinen Dörfern, Feldern, Au'n,
Mit Thälern, Hügeln, Busch und Hainen"
Aschenfeldt.

Als ich einige der Stöße verschmerzt hatte, die unzertrennlich sind von der Fahrt mit einem Bauernwagen die endlose Straße Flensburgs hinab, befand ich mich im Angelnland. Der Bauer vor mir wendete sich im Sitze um, blies mir eine Tabakswolke ins Gesicht und sagte: „Ja, ä tal Dansk!“ Es war nicht zu verkennen, daß der Mann zu plaudern wünschte, und die Miene, mit welcher er jene vier kleinen Worte begleitete, ließ keinen Zweifel über die Frage aufkommen, die ihm zunächst am Herzen lag.

Allein ich empfand keine Neigung zu politisiren; ich hatte vollauf mich umzuschauen. In mir rief jedes Fleckchen Erinnerungen wach. Wie lebhaft stand der vorjährige Marsch vor meinen Augen! Hier machte das Bataillon Halt. Hier, in diesem Gehöft sprach ich ein, um die Feldflasche zu füllen — vielleicht ist die Frau dort drüben gerade die Arme, die aus Entsetzen die Milchkanne aus den Händen verlor, als die Soldaten in die Stube hineinstürmten. Hier haben wir den Kreuzweg! Da stand ich just als wir die ersten Feinde zu spüren wähnten und der alte Corporal, der die Patrouille geführt, ganz erhitzt und außer Athem zurückkehrte und meldete, es sei im Gebüsch dort unten ganz und gar nicht geheuer. Er hatte immer Verdruß mit seinen Meldungen. Damals brachte er wirklich „'was Neues,“ aber der Capitain schenkte ihm keinen Glauben. — Damals ging es vorwärts; die Soldaten tappten im Finstern umher, die Gehöfte wurden abgesucht, die Dorfschenke ward umzingelt und der Schenkwirth, um dessen Verkehr mit dem Feinde man wußte, aus seinem warmen Bette herausgeholt. Doch das war damals. Jetzt ist jede Spur vom Kriege verschwunden; die Landschaft athmet den tiefsten Frieden, die Natur hält Siesta.

Der Weg führt durch denselben Wald, in welchem die Vorposten vorigen Sommer gestanden hatten. Ich kann nicht widerstehen, ich muß doch sehen, ob die Laubhütte noch da ist. Nein,

sie ist fort; aber am kiesigen Abhange finde ich noch Spuren der Stufen, die zu ihr hinaufführten, und im Wassergraben liegen noch beruſ'te Steine: die Reste unserer improvisirten Küche.

Auf dem Grasplan, wo sich der Weg theilt, steht noch die schöne Eiche, „Husby=Eiche, Bolle's=Eiche," wie sie auch genannt wurde. Unter ihrer Krone ertönten die Gesänge angelnscher Liedertafeln; voriges Jahr lagerte hier in malerischen Gruppen eine Abtheilung Dragoner zwischen den gesattelten Pferden; jetzt liegt an derselben Stelle eine Kuh im Schatten, fast versteckt von dem hohen Grase, ein Mückenschwarm steht summend über ihrem Kopfe, und ein Vogel, aufgestört von seinem Mittagsschläfchen, trillert einige Mal, ehe er sich wieder zur Ruh' unter den Blätterhang begiebt.

Jeder Baum ist ein alter Bekannter. Am Saum des Waldes ist noch die Brustwehr, die zur Deckung der Feldwache aufgeworfen wurde. Damals saßen wir, ein fröhlicher Kreis, um eine mit warmen Kartoffeln gefüllte Pelzmütze; jetzt bin ich der einzige Uebriggebliebene jenes Kreises. Es wird Einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man eine solche Stätte wieder betritt. Ach, was ist doch das Leben? seufzte ich, mir wieder Bahn durch die Hecke hinaus zur Landstraße brechend. Das Leben ist — O, Weh! — wie diese Weißdornhecke; man reißt sich an den Dornen und jammert; man wird von den Blüthen überschüttet und bemerkt es kaum, und — patsch — liegt man in dem Graben jenseits. Doch, ich bin nicht nach Angeln gekommen, um mich in Erinnerungen an den Krieg zu ergehen, wenn auch die wichtigsten Begebenheiten desselben sich gerade an dieses Land knüpfen.

Angeln ist ein fruchtbares wohlbebautes Land. Aber es würde dem buchschreibenden Touristen keinen Stoff zu einem dicken Band: „Malerisches und romantisches Angelnland" geben. Der Berg wird hier zur einfachen Anhöhe, und wenn der Rei-

sende von einer solchen herab endlich einmal das Knickicht zu überschauen vermag, welches das Land kreuz und quer durchschneidet, dann fühlt er sich eher zu einem „wie freundlich“ als „wie herrlich!“ aufgefordert. Malerische Alterthümer trifft man auch nicht. Die Zeit ist schonungslos verfahren und hat kaum eine Spur von Ruinen über der Erde zurückgelassen. Am Midsunde lag die Burg des Knud Laward, und die Fischer am Auslauf der Schlei bezeichnen noch eine Stelle als Gammelborg (Altenburg); über die Ruinen der einen geht der Pflug dahin, über die der andern streicht das Schiff, und dem Bauer ist die Sage, gleich der Sprache, die sie bewahrt, entfremdet. — Die Felder dehnen sich in eine weite Ebene aus, die reiche Ernte giebt, und das weiß der Bewohner des Angelnlandes zu schätzen; die Denkmäler der Vorzeit sind Haidekräuter mit ihren nutzlosen Blumen, die hier und dort hervorlugen und ihn daran erinnern, daß seine jetzt so fruchtbare Heimat einst Haide und Wildniß war. Von dieser Wildniß aus zogen die Eroberer Britanniens um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Unter Anführung der Brüder Hengist und Horst segelten die Angeln auf ihren Langschiffen von Hollingstedt an der Trene ab, um jenseit der Nordsee eine neue Heimat zu suchen. Ihre nördlichen und südlichen Nachbarn schlossen sich ihnen an, und die Geschichte erzählt, daß die „Angelsachsen“ ein Reich in England gründeten. In Schleswig, der alten Hauptstadt der Angeln, ward die erste Kirche des Christenthums im Norden erbaut, und in ihrem Lande empfing der König Harald Blauzahn die Taufe durch den Bischof Poppo. Am Dorfe Popholz, unweit Helligbek sieht man heute noch den „Taufstein“. Aber die Zeit wandelte die kriegerischen Angeln in friedliche Landleute um, und das Feudalsystem des Mittelalters brachte den Bauer unter die Botmäßigkeit des Adels und der Geistlichkeit. Als Graf Gerhard von Holstein im Jahre 1326 mit Schleswig belehnt ward, strömte eine Schaar Holstei-

nischer Adeligen ins Land, die ihren dänischen Standesgenossen bei der Unterjochung der Bauern behilflich waren. Mächtige Geschlechter hatten ihren Sitz im Angelnland. Hier wohnten die Wischer und Pogwischer, die Ruhmors und Ahlefeldts, und der Ruhm dieser letzteren Familie steigerte sich nicht wenig dadurch, daß Hans von Ahlefeldt auf Gelting im Kriege gegen die Dithmarschen im Jahre 1500 sein Leben und die Danebrogsfahne einbüßte. Auf Rundtoft hauseten die Krummedigs, und das Räubernest der Limbecks war auf Mohrkirchen, bevor dieser Herrenhof in ein Kloster umgewandelt wurde. Als Monumente dieser verblichenen Adelsherrschaft findet man jetzt eine Anzahl Wegescheiden mit der Inschrift „adliges Gut **“. Der Reisende wird versucht zu glauben, er fahre von einem adligen Gute zum andern, jedes große Gehöft sei ein Herrensitz und jedwede anständig gekleidete Person wenigstens ein Kammerjunker, so oft begegnet ihm in Angeln das Wort „adlig“. Allein Angeln ist im Gegentheil das Land der Demokratie: hier giebt es kein einziges arrondirtes Gut, und es ist in dieser Hinsicht sehr verschieden von dem Lande jenseit der Schlei, wo noch die alten Feudalverhältnisse bestehen, wo man nur Herren und Diener, Schlösser und Rauchhütten findet. Ueberall in Angeln deuten die Gebäude auf Wohlstand hin, und die Bewohner des Landes erkennen keine andere Aristokratie an, als die, deren Diplome Staatsschuldscheine und deren Schildzeichen gefüllte Geldkisten sind.

Als Erbschaft des Mittelalters herrscht im Lande das verwickeltste Rechtswesen, und die Bewohner Angelns überwachen dasselbe mit der Sorgfalt, welche man irgend einem theuren Familienstück zuwendet. — Die Gerichtsbarkeit der Prälaten und der Ritterschaft ist nämlich bei den früheren Liegenschaften dieser Stände verblieben, und obwohl dieselben jetzt bis ins Unendliche zerstückelt sind, so besitzt doch Jeder, der sich ein Streifchen adliges

Land erwirbt, ganz andere Gerechtsame, als der Nachbar, der nur unprivilegirtes Land hat; ja, aus der einen Hälfte seines Ackers erwachsen dem Bauer Privilegien, die er keineswegs in Betreff der andern Hälfte hat; und der Eigner eines sogenannten „adligen Gutes," welches oft nichts anderes, als ein zu einer Hütte reducirter Herrenhof ist, handhabt seine gutsherrliche Gerichtsbarkeit trotz eines königlichen Amtmanns. Das Ländchen zählt nicht weniger denn einige vierzig verschiedene Jurisdictionen zur größten Befriedigung der Advocaten und der Landstreicher, welche letzteren sich mit Leichtigkeit der Verfolgung entziehen, indem sie sich aus dem Bereich der einen Jurisdiction in den der andern flüchten. Doch auch dieses Vergnügen der Vagabunden ist durch die wandelbare Zeit beeinträchtigt worden: für den Gensd'armen giebt es keine kleinlichen Grenzmarken, ihm leuchtet nur eine Justitia, und der Gensd'armen-Oberst ist ihr Prophet.

Man trifft in Angeln, wie ich bereits erwähnte, fast überall schöne Gehöfte. Ich lade den Leser ein, dieselben etwas genauer zu betrachten, sie sind der Schauplatz der Auftritte, die ich vorführen werde, und eine Beschreibung derselben vorauszuschicken ist nun einmal Sitte geworden, wenn auch, im prosaischen Lichte der Wirklichkeit gesehen, die Scene selten viel des Zauberhaften zeigt.

Die Angeln sind sehr baulustig; allein das Eigenthümliche des Landes soll man nicht in den neuen Gebäuden suchen. Wir betreten also ein älteres Gehöft, in welchem sich die angelnsche Bauweise ausspricht. Es scheint mir ein Mittelding zwischen den zusammengebauten Gehöften der dänischen Inseln und den wohlbekannten Rauchhäusern der Landschaft Swansen, und ähnelt den Bauernhöfen in Nordschleswig und auf der Insel Alsen. Es besteht aus einem langen Gebäude, in dessen Mitte sich die Einfahrt befindet, und meistens zugleich aus einem kleinen Seitenflügel, der mit dem Hauptgebäude einen Winkel bildet. Auf dem Strohdache erblickt man sicherlich ein Storchnest, und über

dem Eingang, der Thüre neben der Einfahrt, sind die Namensziffern des Besitzers und seiner Frau angebracht. Die Wirthschaftsgebäude sind unsymmetrisch umhergestreut, bald bestehen sie aus Brandmauern gleich dem Hauptgebäude, bald blos aus Fachwerk — bei recht alten Gehöften sogar aus blosem Holzwerk. Seitwärts, hinter einer Reihe gestutzter Linden, liegt ein kleines Häuschen, der Altensitz, oder wie ihn die Angeln nennen, „die Abnahme“, und in dieses Häuschen ziehen sich in der Regel die Alten zurück, wenn sie dem erwachsenen Sohne oder der verheiratheten Tochter das Gehöft und die Wirthschaft abtreten. Oft ist der Altensitz im Flügel des Hauptgebäudes. Alles, was zum Gehöft gehört, ist mit einer steinernen Einfassung umgeben. Wenn wir das Gitterthor in derselben öffnen, empfangen uns kläffende Hunde und schnatternde Gänse, die, was die Stimme betrifft, hinter den capitolinischen nicht zurückgeblieben sind, dessenungeachtet aber nicht die Schweine zu erwecken vermögen, die sich behaglich in dem Kothe lagern.

Durch das Einfahrtthor gelangt man direct auf die Tenne, durch welche das Gebäude der Art abgetheilt ist, daß auf der einen Seite sich der Stall, auf der anderen die Wohnung mit Zubehör befindet; durch die Küche tritt man in die Wohnstube „Dörnsk,“ woselbst sich die Schlafstellen der ganzen Familie in Schränken längs der Wand hinziehen. Hinter dem Dörnsk liegt die „Pesel“ oder die Putzstube, und nach der anderen Seite hin die „Nordstube“ und die „Brautkammer“ — auf Alsen heißt diese letztere „Keller“ — und hier sind die Vorräthe des Hauses von wollenen und leinenen Zeugen in großen Kisten aufgespeichert, deren Anzahl einen ziemlich zuverlässigen Maßstab für den Wohlstand des Besitzers abgeben. Aber — wie gesagt, so stellt sich nur das ältere Gehöft dar. Die neuern sind in einem solchen Style gebaut, daß sie kleinen Herrensitzen gleichen. Hinter der langen Reihe Fenster mit großen Scheiben erblickt man eine Anzahl von

hübschen Zimmern, die der Bauer jedoch selten benutzt. Die Thüren der meisten Zimmer öffnen sich nur bei feierlichen Gelegenheiten, und große Feste haben die Angeln, gleich anderen christlichen Völkern, drei, wenn sie auch nicht Ostern, Pfingsten und Weihnachten, sondern Hochzeit, Kindtaufe und „Aerrel" (Todtenmahl) heißen; alsdann zeigt der Bauer, weß Geistes Kind er ist, und die Familie wie die Nachbarschaft*) haben auf lange Zeit Stoff zu Gesprächen.

Man wirft den Bewohnern Angelns, und kaum mit Unrecht, vor, daß sie mistrauisch und hinterlistig sind, lieber Schleichwege gehen als offen hervortreten und sich großthun auf ihren Reichthum; doch dies ist ein Vorwurf, der nicht allein die Bewohner Angelns trifft. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß der Angelländer sich im Besitz eines gewissen Grades von Intelligenz und äußerer Politur befindet, die sonderbar mit seinem bauerhaften Mangel an Höflichkeit contrastiren. Er ist arbeitsam und mäßig, liebt seine Landwirthschaft und seine rothen Kühe, betet das Goldkalb an, aber vernachlässigt deshalb nicht die Kirche. Er hält hartnäckig an Dem fest, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, und da es ihm nun seit lange tagtäglich gesagt worden ist, er sei ein Deutscher, und es sei feiner, ein solcher als ein Däne zu sein, so will er es auch jetzt sein. Höchstens wird er einräumen und sagen: „Wi häm sonst Dänsk wesen, men nu sin wi Dydsk bläwen!"

„Dan und Angul waren Brüder" — sagt der Chronist, und wir können wohl nicht umhin, ihm Glauben beizumessen: die Familienähnlichkeit ihrer Kinder ist nicht zu verkennen. Aber die Söhne Angul's haben die kurze Jacke gegen

*) Diese letztere besteht aus den Bewohnern eines bestimmten Theils des Dorfes oder der Umgegend, und dieselben müssen stets eingeladen werden. Es liegt ihnen sogar geradezu die Verpflichtung ob, dem Pfarrer zu opfern u. s. w. u. s. w.

den langen Rock vertauscht, und die Töchter tragen runde Strohhüte gleich ihren sächsischen Nachbarinnen. Die Nationaltracht ist hier, wie anderswo, verschwunden, das einzige Nationale sind die Holzschuhe, welche die Ueberreste dänischer Sprache und dänischer Sitte bis an die Schlei tragen; aber hier bleiben auch sie stehen und jenseit des Flusses erblickt man riesenhafte „Klotzen," (lederne Pantoffeln mit hölzerner Besohlung und hohen hölzernen Absätzen) fremdartige Häuser ohne hervorragende Schornsteine, und überall klingt Einem die plattdeutsche Sprache in Rede und Lied entgegen.

Das Deutschthum, welches seit Jahrhunderten Angeln überfluthet, hat indessen doch nicht das ursprüngliche Gepräge des Landes zu verwischen vermocht, und wie vernachlässigt die dänische Sprache auch gewesen und zum Theil noch ist, so hat sie sich doch bis auf den heutigen Tag erhalten. Man sage was man wolle, es existirt ein angeldänischer Dialekt, der nicht weiter von der Schriftsprache steht, als der jütländische, und diese Mundart wird von einem großen Theil älterer Leute gesprochen. Ueberall im nördlichen Theile der Landschaft versteht man das Dänische und — als sei es ihnen mit der Muttermilch gegeben — die Kinder lernen diese Sprache mit großer Leichtigkeit. Dies ist durchaus nicht sonderbar, wenn man die Aehnlichkeit berücksichtigt, die zwischen dem Dänischen und dem in Angeln vorkommenden verdorbenen Plattdeutschen obwaltet, eine Aehnlichkeit, welche selbst die glühendsten Vertheidiger des Hochdeutschen nicht mit diesem herauszufinden vermögen. Ich bin längere Zeit in Angeln gewesen, ich habe dort kein einziges Lied gehört, das so recht eigentlich ein Volkslied genannt werden könnte, das von einer Generation zur andern, von Mund zu Mund gegangen wäre. Es werden deutsche Lieder gesungen, die in der Schulstube und von den Liedertafeln gelehrt werden, wenn ich aber Jemand bat, er möchte mir ein plattdeutsches Lied singen, erhielt ich nicht selten

zur Antwort: „Wir sprechen zwar plattdeutsch, allein es wird nicht geschrieben, und deshalb haben wir keine plattdeutschen Lieder.“

Doch von den Sprachverhältnissen ist schon genugsam gesprochen worden. Nicht allein die Sprache ist es, welche die Assimilirung des Landes mit dem dänischen Norden hindert. So wie der betende Mohamedaner seine Gedanken und sein Angesicht gen Mekka wendet, so der Angelländer die seinen gegen die Stadt Schleswig. Von dort aus hat er eine Reihe von Jahren hindurch seine Beamteten erhalten, auf Schloß Gottorp hielt Themis die Wage der Gerechtigkeit, dort ruhte das Schwert der Macht, und auf dem Markte zu Schleswig schloß Mercur ihm seinen goldenen Beutel auf. Alles zieht ihn gen Süden. „Wenn wir nun Dänen werden, können wir nicht mit dem Roßkamm und Viehhändler sprechen, und die Leute, die nordwärts herkommen, zahlen nicht so hohe Preise wie die vom Süden — — — und wir sind nun einmal Deutsche.“ Dieses sprach der Mann auf gut breit Dänisch, und seine Tochter, die sich großthat, daß sie Hochdeutsch redete, und wahrscheinlich in Aengsten sein mochte, daß ihrem Sohne die Muttersprache dadurch verdorben werden könne, daß er dem dänischen Gespräche zwischen mir und dem Großvater lauschte, rief plötzlich: „Gretchen, bring' das Kind um und zieh es ab.“!!

Das Bataillon cantonnirte im Süden der Bauernau, eines Baches, welcher die Grenzscheide zwischen der Gerichtsbarkeit der Aemter Flensburg und Gottorp bildet, und in früheren Zeiten den königlichen und herzoglichen Antheil der Landschaft Angeln von einander schied; die Bauernau ist der Rubicon, bei welchem Amtmann Jacobsen stehen blieb, bevor er die schützenden Bayonnete des Generals Hahn verließ, um denjenigen des Generals Malmborg Trotz zu bieten; sie ist der Wassergraben, über welchen

die preußischen und schwedisch-norwegischen Vorposten ihre mit dänischem Branntwein gefüllten Feldflaschen tauschten; sie ist — und das ist eben das schlimmste — sie ist die Grenze unseres Cantonnements, und somit, ihrer Winzigkeit ungeachtet, ganz und gar unüberschreitbar. Denn das Cantonnement, — namentlich während eines Belagerungszustandes — ist die Welt des Soldaten: er darf dasselbe nicht verlassen, wenn er nicht die Ordre erhält, in eine neue und insofern sie eben neu ist, auch bessere Welt überzugehen. Zwei — drei Quadratmeilen können vollauf des Sehenswerthen bieten; allein wenn diese Quadratmeilen das ganze, Einem zur Verfügung gestellte Feld ausmachen, stellt sich die Sehnsucht, Das zu schauen, was außerhalb demselben liegt, in dem Grade ein, daß man oft das Nächste zu betrachten vergißt. Ich kann mir lebhaft die Empfindungen des armen alten Moses vorstellen, als er auf dem Berge stand und über das Land Kanaan hinausschaute, welches ihn zu betreten untersagt war, — ich, der ich oft auf der Anhöhe vor dem Dorfe gestanden und gen Westen nach den Haidehügeln geblickt, oder mit dem Auge der Staubwolke gefolgt bin, die sich längs der schlängelnden Sandlinie hinzog, welche die Landstraße nach Schleswig bezeichnet — und wieder umgekehrt bin, um mein dürftiges Quartier zu suchen. Und doch hatte ich vor vielen Andern Das voraus, daß ich meine Stube betreten konnte, ohne zu befürchten, dem Gesicht eines Wirthes zu begegnen, welches wie eine wiederholte Frage des „Wann man doch abreisen wolle" aussah.

Officiere und Soldaten waren rings herum auf dem platten Lande einquartiert. Große Zuvorkommenheit war gerade nicht zu erwarten; denn die ganze Forderung auf Gastfreundlichkeit gründete sich auf die Bayonnete und ein lakonisches Empfehlungsschreiben folgenden Inhalts: „N. N. hat 2, 3, 4 Mann Quartier zu geben," je nach der Größe des Gehöftes und der politischen Färbung des Besitzers. Aber nichtsdestoweniger lebten wir

ganz gut. Viele wünschten in dem Dorfe den Soldaten Alles so gut als möglich zu machen; Andere fürchteten, es nicht gut genug zu thun; denn der Belagerungszustand, während dessen die höchste Gewalt in der Degenspitze ruht, war ja über das ganze Cantonnement verhängt, und es liegt nun einmal in der schwachen Natur des Menschen, der Gewalt zu schmeicheln, möge ihr Scepter aus Gold oder Stahl sein. Beispiele von dem Unwillen der Bewohner gehörten zwar nicht zu den Seltenheiten und man brauchte sich nicht gerade lange in Angeln aufzuhalten, um mit dem genugsam berühmten „passiven Widerstande" Bekanntschaft zu machen, welcher, sozusagen, in dem zurückhaltenden Charakter der Angeln liegt — aber selbst dieser war doch eher gegen die getroffenen Maßregeln und Veranstaltungen, als gegen einzelne Personen gerichtet. —

Tage, Wochen, Monate verstrichen: das Bataillon blieb ruhig in der einmal eingenommenen Stellung. Die Soldaten wußten auf ein Haar, wie viele Schritte von einem Dorfe zum andern, die Officiere wußten die Charakteristik der Bewohner auswendig; die Patrouillen schlossen die Schenken und hielten die öffentliche Ordnung aufrecht, keine Versammlung, keine Gesellschaft fand ohne Erlaubniß des Höchstcommandirenden statt; die Soldaten waren eine Art Polizeidiener und ihre Vorgesetzten Vögte, Schreiber und Polizeimeister geworden. Ich aber, der ich weder mit der Politik noch der Polizei etwas zu schaffen hatte, vertrieb mir die Zeit, indem ich einige Skizzen von dem Leben hinwarf, welches sich um mich herum entfaltete.

2. Die Freithe.

„Nimm dem Himmel seine Sterne und der Erde die Liebe," sagt irgend ein Dichter. — — Ja, der Himmel würde sehr trübe drein schauen, allein die Erde trotzdem mit Blumen prangen, die Wälder würden trotzdem grünen, und das Heu der Wiese seine Düfte spenden; so geht es wenigstens hier in Angeln, und hier ist doch nichts zu entdecken von Dem, was die Dichter Liebe nennen.

Bei dem alten Johann Lauesen, wo ich im Quartier lag, lebten wir sehr ungenirt. Durch die Glasthüre, die von meiner Stube in die Küche führte, konnten die Leute im Hause mich den ganzen Tag controliren, und Abends, wenn ich Licht angezündet hatte, steckte zuweilen eine neugierige Kuh ihren Kopf durch das niedrige, offene Fenster, um zu erspähen, was ich wohl mache. Wenn mein Bursche vergessen hatte, die Thüre zur Brautkammer zu schließen, woselbst er zwischen einer Menge Kleidungsstücke, zwischen getrockneten auf Bindfaden gereiheten Kräutern und Zwiebeln residirte, trippelte eine Henne mit ihren allerliebsten Küchlein, die mit ihm zusammenwohnten, in meine Stube, um die Brotkrümelchen aufzupicken. Die Magd machte sich kein Gewissen daraus, in meine Stube zu treten, und dort irgend Etwas zu holen, selbst wenn ich durchaus nicht costumirt war, um Damenbesuche zu empfangen; aber man nahm es dann auch nicht übel, wenn ich durch die Wohnstube ging, wo die Familie in den Wandschränken schlief, und ich die Mitglieder in ziemlich tiefem Negligé antraf. Die ganze Art und Weise unseres Zusammenwohnens schloß fast die ganze Geheimthuerei aus. Johann sah jedes Mal, wenn ich mit einem unterdrückten Seufzer einen Thaler aus meinem Koffer herausnahm, und ich sah ihn oft mit einem verschmitzten Lächeln den einen Silberthaler zum andern in die

eichene wurmstichige Truhe legen. Er hatte sein Schäfchen ins Trockne gebracht, der Alte. Man sah es ihm aber nicht im Mindesten an, bewahre! Seine Kleidung war geflickt und der Kopf seines unzertrennlichen Begleiters, der Tabakspfeife fristete ein kümmerliches Dasein durch Hülfe eines alten, um ihn gewundenen Pechdrahts; ohne Baufälligkeit war das Gehöft durchaus nicht, und Stühle und Schränke seufzten seit Jahren nach frischer Oelfarbe; aber Johann Lauesen war doch der reichste Mann des Dorfes, und es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sich ein Haus noch einmal so schön als irgend eins seiner Nachbarn zu bauen.

Mein Wirth war Witwer und seine ganze Familie bestand aus einer Tochter, auf die er nicht wenig stolz war.

„Sehen Sie," — sagte er — „Marie ist erst neunzehn Jahre; sie steht der ganzen Hauswirthschaft vor, und sie thut dies eben so gut wie ihre Mutter es vor ihr that."

„Aber wie lange wird man Ihnen diese Tochter noch lassen?" wendete ich ein. „Die jungen Burschen möchten die Tochter gewiß gern haben?" — Und Marie war ein so hübsches Mädchen, daß die Freier nicht ausbleiben würden.

„Ach was, das hat nichts zu sagen," meinte er mit einer Miene, als wenn er das Alles besser wisse. „Hieher kommt so leicht Niemand, und sollte Einer kommen, an Dem was ist — na, in Gottes Namen denn; ich habe schon mein Schock auf dem Rücken und könnte mich wohl zu Ruhe setzen."

Ich verstand ihn nicht ganz, aber ich zerbrach mir deshalb doch nicht den Kopf, um so weniger, weil Marie allem Anschein nach mehr an alles Andere, als an Liebe dachte. —

Wenn ich des Morgens in meinem süßesten Schlummer liege, werde ich oft durch laute Stimmen aufgeweckt, und das Erste, worauf meine Blicke fallen, ist der Balken über meinem Kopfe, der wackelt und schwankt, als wollte er sich zu mir herablassen.

Draußen in der Küche ist ein Gestoße und Gehämmer, ein Singen und ein Geklapper von Holzpantoffeln — es ist Marie; sie hat die Wippstange des Butterstößels an dem Balken der Decke befestigt, und bestrebt sich nun, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, indem sie zu gleicher Zeit buttert und polkirt, — in Holzpantoffeln zu ihrer eignen Musik. Glücklicher Residenzler, der du im süßen Schlafe liegst und nicht jeden Morgen um drei oder vier Uhr von einer butternden und polkirenden Anglerin erinnert wirst an das: „Morgenstund hat Gold im Mund!"

Sie sind Alle immer in der excellentesten Laune hier bei Johann Lauesen. Die Mägde singen bei der Arbeit und Marie rührt die Klöße ein im Tact des „Tapfern Landsoldaten", denn mein Bursche hat ihr längst das Lied gelehrt. Dann und wann stockt das Lied und der Klößenapf sinkt Marie in den Schoos, während sie die andern Mädchen belehrt. Sie singt vor:

Min Vater og min Muer,
Min Vater og min Muer,
De sade disse Uer —

„Wat seggst Du, Mariechen," unterbricht sie die Doris. „Diese Uhr?"

„Ne — „disse Uer" — „dat it Word"
„Na!"
(Chor) „de sade disse Uer —"

und so geht es weiter im Singen, bis die Klöße fertig sind und die Speckſuppe aufgetragen wird. Hans und Asmus und die anderen Leute werden gerufen, und mit einer lächelnden Miene, die von der Zufriedenheit mit ihrer Kochkunst zeigt, servirt Marie mir ein Schüsselchen jenes Gerichtes. Es gehört vielleicht ein verdorbener Geschmack dazu, sich an dem lauwarmen Fluidum zu delectiren, welches in den Restaurationslocalen mit dem stolzen Namen Bouillon belegt wird, aber es gehört wahrlich ein unverdorbener

Magen dazu, zerlassenes Fett mit Klößen zu verdauen, deren Umfang und Härte sie zu gefährlichen Waffen in den Händen eines erbitterten Volkshaufens machen würden. Nach der Suppe erscheint ein Gericht, welches mich fast in Verzweiflung gerathen läßt. — „Na, das ist fett," sage ich und suche vergeblich nach Fleischfasern in der gelben Masse. „Ja — a" — antwortete Marie, stemmt die Hände in die Seite und betrachtet den Braten mit einer Miene, als wollte sie sagen: „Ja, es geht."

Doch nicht von dem Gesang und der Kochkunst Mariens wollte ich erzählen, sondern wie es zuging, daß sie doch verlobt wurde.

Es war Sonntag und Marie kam gerade aus der Kirche zurück. Da es geregnet hatte, trug sie ein Paar Holzschuhe über ihre weißen baumwollenen Strümpfe, was wunderlich genug gegen den übrigen Anzug abstach, der einen modernen städtischen Schnitt hatte, und aus einem Merinokleid mit Manschetten, einem gelben Strohhut mit blauen Bändern u. s. w. bestand — Brosche und goldene Ohrgehänge fehlten nicht. Die sämmtlichen jungen Leute des Hauses waren zur Kirche gewesen, und mein Wirth, welcher allein zu Hause geblieben war, hatte mittlerweile Besuch erhalten. Der Gast war ein Mann in einem langen, grauen Rock mit einer Meerschaumpfeife im Munde; er saß am Tische, seine beiden Arme lehnten behaglich auf demselben, während er mit Lauesen plauderte, der ihm gegenüber in derselben Stellung saß, seine Pfeife schmauchte und den zwischen Beiden stehenden Bierkrug hin und herschob.

„Nein, Claus Tram," sagte mein Wirth, „der Mensch ist kein Mann für Marien. Was sind seine Habseligkeiten wohl mehr werth als ein Paar Hundert Speciesthaler? — Und Marie kriegt Haus und Hof. In dem Handel ist keine Vernunft."

„Das mag mit dem Hof ganz gut sein," meinte Tram, „aber viel Staat läßt sich auch nicht mit ihm machen. Da solltet ihr ein

Haus sehen, das Karsten sich gebauet! Marie könnte schon hinfahren und die Einrichtung besehen."

„Buten blank, binnen krank," antwortete Johann Lauesen und schüttelte den Kopf. — „Was sagst Du, Mariechen?" fuhr er fort, als die Tochter in die Stube trat; hier ist Tram und freit für Karsten Karstensen mit einem Bischen Haus und zehn Kühen."

„So — o," sagte Marie.

„Zwölf Kühe hat er denn doch," berichtigte Tram.

„Wir kauften die dreißigste am vergangenen Brarup *)" warf Marie hin, während sie Hut und Shawl ablegte.

Die beiden Männer redeten noch einige Zeit hin und her, endlich erhob sich Tram, um zu gehen.

„Ich sehe wohl ein, daß es mit dem Handel nichts ist," sagte er: „Ja, ja — Karsten wird wohl schon eine Frau kriegen, wenn er auch nicht Eure Marie kriegt."

„He, he, he," lächelte mein Wirth. „Ja, ä härr ingen Ti, ä skal a Vakkerballe, soi ä Troll! **) Aber Du kannst ja einander Mal vorsprechen, Tram." — — —

Claus Tram, der sich nun fort begiebt, um zu Pferde zu steigen, nur begleitet von einem kläffenden Spitz, der große Neigung zeigt, eine nähere Bekanntschaft mit seinen Stulpenstiefeln und seinem langen grauen Rock zu machen, ist gerade kein Mann von geringer Bedeutung. Er ist Eigenthümer einer hübschen Boelhufe, mit einem Dutzend Kühe, und — was noch wichtiger ist — er hat eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Bewohnern in einem Umkreise von mehreren Meilen. Er kennt deren Vermögensumstände und führt genau Buch über alle

*) Auf dem Jahrmarkte zu Brarup, dem größten in Angeln.

**) Ja, ich habe keine Zeit, ich muß nach Wakkerballe, sagte der Teufel. Ein angelnsches Sprichwort, gleichbedeutend mit dem bekannten vom Fuchs und den sauren Trauben.

heirathsfähige Mädchen und junge Männer der ganzen Gegend. Er ist Derjenige, der einem Manne eine Frau und natürlicherweise obendrein einige Gelder nachzuweisen vermag, und wenn eine Witwe ein Paar Groschen nöthig hat, um ihrem baufälligen Hof zu Hilfe zu kommen, so braucht sie sich nur an Claus Tram zu wenden; gegen eine Vergütigung, die im Verhältniß zu der erwünschten Summe steht, bringt er die Sache ins Reine ohne daß die Betreffenden ihre Köpfe mit Liebe, Berechnungen oder Freien zu plagen nöthig haben. Tram ist der wohlbestalte „Freiwerber" der Gegend. In Angeln freien nämlich die „Vornehmen," d. h. die Großbauern, oft „per procuratorem." Die kleinen Leute, die nicht so viele Rücksichten zu nehmen haben, können sich selbst Lebensbegleiterinnen verschaffen, aber mit dem Bauer hat das eine andere Bewandtniß. „Geld will Geld," oder wie der Angler sagt: „Sösling (Sechsling) klingt am Besten mit Sösling zusammen," und es würde eine Mesalliance zum Entsetzen sein, wenn ein reicher Mann sich mit einem armen Mädchen verheirathete. Dem Heirathslustigen ist es nicht immer gegeben, zu wissen, wo er eine Frau mit einem passenden Vermögen findet, aber das weiß der „Freiwerber," und der Liebhaber kann ihm getrost die ganze Angelegenheit anheimgeben: der Angler kennt einmal keine andere Leidenschaft, als die für das Geld — es müßte denn die für Regenschirme sein, denn ohne ein solches Requisit dünkt er sich nicht recht geputzt.

Claus Tram nahm indeß meinen Wirth beim Wort, und es dauerte nur vierzehn Tage, so erschien der Freiwerber wieder. Johann Lauesen empfing ihn ziemlich trocken und kalt; allein nachdem sie eine Weile in der „Pesel" zusammen gesprochen, traten Beide mit lächelndem Antlitz in die Küche und mein Wirth sagte zu seiner Tochter: „Heute begreife ich doch den Claus; er spricht für den Sohn des reichen Nils Skytte."

„Den kenne ich nicht," antwortete Marie.

„Nun, nun, Mariechen, Du kannst ihn ja zu sehen bekommen," sagte Tram. „Wenn es Dir und Deinem Vater recht ist, so kommen wir Sonntag hieher."

„Nun ja," sagte Johann Lauesen, und damit war die Sache erledigt. Aber diesmal ging es nicht wie beim letzten Besuche des Claus Tram. Der Freiwerber mußte ordentlich Platz nehmen und man nöthigte ihn, eine Tasse Kaffee nach der andern zu leeren, und als er endlich abzog, begleitete mein Wirth ihn bis auf die Landstraße hinaus. —

Es ward wieder Sonntag. Im Hause war Alles um und um gekehrt. Die Küche glich einer Trödelbude, dort waren Kochgeschirre aller Art, Töpfe und Krüge ins Unendliche aufgeschichtet, das Schüsselbrett war mit noch ein Mal so vielen Tellern wie sonst besetzt, und die Mehrzahl derselben war mit Rosen bemalt und mit Inschriften versehen, als da sind: „Aus Liebe;" „Zur Erinnerung;" „Aus Freundschaft;" „Zum Geburtstage;" „Peter;" „Doris," u. s. w. Auf dem Heerde knisterte ein lustiges Feuer, das vom Kupfer- und Messinggeschirr rings umher widerstrahlte; die Flammen leckten an mächtigen eisernen Grapen, deren Inhalt tosend brodelte und überwallte, während die fremde Kochfrau, die Linke in die Seite stemmend, den Kochlöffel in der Rechten, mit den geputzten Mägden des Hauses plauderte. Die Zimmer waren gekehrt und aufgeräumt. In dem „Dörnsk" standen die Wand-Bett-Schränke sperreweit offen, und Berge von Betten in roth und blaugestreiften Einletten schwellten dermaßen gegen die Decke an, daß sie kaum der Bettquaste an der Decke einen Platz gönnten. Die Deckel der Kisten und Kasten in der „Brautkammer" waren nur angelehnt, und hier und dort guckte das Endchen eines Kopfkissens, das Zipfelchen eines Bettlakens hervor; Stücke Zeug zu Bettüberzügen und Friesröcken, Stücke Leinewand — von Allem war eine Menge vorhanden, und an den Wänden rings umher hing die Garderobe Mariens: Damenröcke

und Friesröcke, Unterröcke und Mäntel, Hüte, Regenschirme u. a. m. in einer solchen Fülle, daß der Freier sich in Betreff der Ausgaben zu Putz für seine Frau während der ersten Jahre vollständig beruhigt fühlen mußte. In der Pesel befand sich ein wohlbesetzter Tisch; auf manchem Teller stand „die Liebe" tief unter Butter, und „die Freundschaft" trat im Hintergrunde vor das Brot. Die Thüre der entgegengesetzten Wand war geöffnet, und durch dieselbe blickte man in die Milchkammer. Dort auf dem steinernen Fußboden stand Bütte an Bütte und, gegen die Wand gelehnt, eine mächtige Mulde mit frischer Butter, Alles war fein, ordentlich und sauber, und man sah sogleich, daß Marie nicht, wie der Angler sagt: „fin Tyg i å Ask og fin Smör i å Tärkann" *) habe. Das ganze Hausgesinde war natürlicherweise in seinem Sonntagsstaat. Marie nahm sich wie eine Dame in übernatürlichem Maßstab aus, aber sie war wirklich hübsch mit ihren frischen glühenden Wangen und gutmüthigen blauen Augen — hätte sie nur nicht die an Arbeit gewöhnten Hände mit einigen goldenen Ringen mit gefärbtem Glas verunstaltet. Ihr Vater ging aus und ein in seinem langen Rock und mit der kurzen Tabakspfeife, er war rasirt und gewaschen und hatte ein Streifchen Weißzeug um den Hals gelegt, ich kannte ihn kaum wieder.

Endlich schlug die große Stunde. Zwei Stuhlwagen rollten auf den Hofplatz ein, und ihre breiten Sitze luden drei bis vier breite Madamen und ebenso viele langberöckte Bauern aus, nahe Anverwandte des Freiers, welchen sie begleiteten, um ihm in dem wichtigen Geschäft, sich eine Frau zu nehmen, beizustehen. Claus Tram führte den Zug an. Mit einer Miene, die von seiner Wichtigkeit zeugte, trat er, den Hut auf dem Kopfe, in die Küche. Er ging durch den Dörnsk direct in die Pesel, und die Gesellschaft folgte ihm nach. In der Pesel trafen sie auf Johann

*) Ihren Putz in einem Schächtelchen und ihre Butter in einer Schmierbüchse.

Lauesen, Marie und einige ihrer Anverwandten; der Anstand hatte es diesen untersagt, die Fremden am Wagen zu begrüßen — ein solcher Empfang hätte den Anschein gehabt, „als könne man nicht früh genug zugreifen" — aber dafür war denn auch der Empfang hier um so freundlicher; gleichzeitig mit den Gästen trat die Kochfrau mit einem dampfenden Suppennapf ein, und ohne viele Worte gewechselt zu haben, ging man zu Tische.

Claus Tram führte das Wort. Bald ließ er eine Bemerkung über die dreißig Kühe des Johann Lauesen, bald eine über den Ziegelofen des Nils Skytte fallen, „der das Silber aus dem Lehm zu ziehen wisse" — und dabei lachte er über seine eigenen Witze. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Landwirthschaft und Geld; allein es war nicht recht lebhaft, und es war deutlich zu bemerken, daß irgend ein anderer Gegenstand der Gesellschaft näher lag. Die jungen Leute wechselten kein Wort; sie saßen am Tische einander gegenüber, aber sie blickten sich kaum an. Uebrigens war der Freier ein ganz netter Mann, dessen blonde Haare rund geschnitten waren und dessen großes rothes Taschentuch selten ganz in der geräumigen Seitentasche seines Langrocks verschwand.

Als man die Suppe eingenommen hatte, erhoben sich die Männer und stopften die Tabakspfeifen, Tram streckte sich und sagte: „Nun, dann könnten wir wohl einen Gang hinaus in den Stall machen." — Während die Männer dieser Aufforderung folgten, nahmen die Frauen das Innere des Hauses in Augenschein, hoben hier und dort prüfend ein Stück Bette aus seiner Lage, beschauten die Wäsche und kosteten die Butter in der Milchkammer.

Nach Verlauf eines Stündchens rief die Kochfrau abermals zu Tische. Unterdessen war mit Wellfleisch und Kartoffeln, die in Butter schwammen, servirt, Flaschen und Schaalen mit weißem Zucker waren aufgetragen und die schwarzrothe Flüssigkeit, die nun unter der Benennung Wein in die Gläser floß, war

in der That des Versüßens benöthigt. Man sprach ihr zu, und das Gespräch belebte sich. Der Gegenstand desselben war das Gehöft, namentlich das Haus und der Viehstand, und hier die Gäste einer unzeitigen Galanterie zu zeihen, wäre Unrecht; sie lobten nur Das, was ersichtlich gut war, und genirten sich durchaus nicht, an den alten Gebäuden das zu tadeln, was schlecht, und Berechnungen über die Summen aufzustellen, die deren Niederreißen und Wiederaufbauen kosten würden. Abermals eine Tafel-Pause, eine Pfeife und eine Wanderung im Freien, bis die Schöpsenkeule, über und über mit Gewürznäglein besetzt, auf den Tisch gebracht wurde. Dem Ziele ward nun immer näher gerückt; man sprach ohne Vorbehalt von den Vermögensumständen beider Familien. Während die Gesellschaft den Kaffee genoß, welchen Marie als gute Hausfrau unermüdlich tassenweise spendete und ihren Gästen aufnöthigte, kamen die Parteien so ziemlich ins Reine; und als der Freier den Theelöffel quer über die Obertasse legte, um dadurch zu bekunden, daß es ihm unmöglich sei hinsichtlich der siebenten Tasse, die Marie durchaus einschenken wollte, nachzugeben, hatte er und mein Wirth sich so gut wie geeinigt, und es waltete nur noch eine Meinungsverschiedenheit in Betreff einiger Hundert Thaler ob, welche, seiner Ansicht nach, Johann noch der Mitgift der Tochter hinzuzufügen haben würde.

Aber hierauf wollte der Alte sich nicht einlassen, und als es den Anschein nahm, es wolle keines von den beiden Theilen nachgeben, mußte Claus Tram in mehreren geheimen Missionen von einem Ende der Pesel zu dem andern reisen, um zwischen den verschiedenen Parteien zu vermitteln, die sich gruppirt hatten und halblaut beriethen.

Endlich kam ein Vergleich zu Stande; Johann Lauesen sagte trocken: „Nun ist's gut. Was sagst Du, Mariechen?" und Marie,

die damit beschäftigt war, den Tisch abzuräumen, blieb einen Augenblick auf der Thürschwelle stehen, kehrte sich halb der Stube zu und sagte: „Ja — a“, und damit war die Angelegenheit geordnet.

Kaum hatte der unermüdliche Tram einen förmlichen Contract entworfen, der mit den Unterschriften der Betreffenden versehen wurde, als auch der glückliche Liebhaber, seine Uhr aus der Tasche ziehend, sagte: „Es ist wohl Zeit, daß wir nach Hause machen“ — und die Gäste rollten wieder davon, ohne daß Braut und Bräutigam einander irgend ein Liebeswort gesagt, oder sich die Hand gedrückt hatten; aber es schickt sich auch nicht, in anderer Leute Gegenwart so vertraut zu thun.

Acht Tage später spazierten Braut und Bräutigam, jedes auf dem entgegengesetzten Fußsteig des Weges und jedes mit einem Regenschirm unter dem Arme nach dem Pfarrhause, um verlobt zu werden, und drei Wochen darauf regte es sich nicht wenig im Dorfe. Der Sohn des reichen Nils Skytte feierte seine Hochzeit mit der Tochter des reichen Johann Lauesen. Nur ich ging dabei leer aus. Ich hatte unterdessen ein anderes Cantonnement bezogen, und als ich einmal wieder meinen alten Wirth besuchte, fand ich ihn auf der Ruhebank vor dem Altensitz, die Tabakspfeife im Munde und dem Schwiegersohn nachschauend, welcher nun, wie früher der Alte, selbst umherwirthschaftete. In der Küche traf ich Marie; sie butterte, ihr Mann hat den Viehstand um noch zwei Kühe vermehrt, und jetzt kann sie jede Woche ein ganzes „Drittel“ Butter einschlagen. — Es ist unmöglich anders, als daß sie eine glückliche Hausfrau sein muß in einem Lande, wo das häusliche Glück sich auf den soliden Grund des Reichthums aufbaut.

3. Der Soldatenball.

Die Carnevalszeit der Angeln fällt um Johanni. Zwischen Aussaat und Heuernte, wenn der Wald seinen dichtesten Blätterschmuck zeigt und der Roggen mit seinen jungen Aehren das Feld in ein wogendes Meer verwandelt, wenn die Frühlingssaaten in Frische mit dem Grün der Wiesen wetteifern, wenn die Tage lang sind und die Abende von der Nachtigall Trillern und des Kuckucks melancholischem Klagen wiederhallen, dann hat der Landmann nicht viel zu thun, dann hat er Muße, auszuruhen und seinem Vergnügen nachzugehen. Das Vieh ist sich selbst auf den eingefriedigten Feldern überlassen; die Schafe brauchen der Obhut nicht, sie trippeln umher, je zwei und zwei durch einen Klotz verbunden und suchen ihre Nahrung am Rande des Weges unter wilden Rosen und Brombeerranken; die Gänse leben in Saus uud Braus, und die Maikäfer müssen die Zeche zahlen — es ist eine herrliche Zeit. Die Knaben langen die Armbrust vom Nagel herab und schießen nach dem Vogel, den der kunstsinnige Stellmacher des Dorfes in der Gestalt eines Fisches geformt hat; die Knechte galoppiren im Kreise umher und üben sich im Ringstechen, und die Mägde ziehen sich nicht von der Lustbarkeit zurück, sie setzen sich wohlgemuth auf das Ende eines Brettes des Dorfcaroussels, und während die Knechte sie scherzend und lachend im Kreise umdrehen, stechen auch sie nach dem Ringe. Abends ist Ball. Am folgenden Morgen geht die Balldame melken und der Cavalier ist so schläfrig, daß er sich nicht dazu bequemen kann, ihr die Milcheimer zu tragen. — Der Soldat ist aber nicht mit zum Balle gewesen; er ist bei der Hand und ist ihr behilflich und thut heute ganz ungewöhnlich lächelnd aufmerksam — der Schelm hat gewiß geheime Absichten.

Die Soldaten im Dorfe wurden von der Vergnügungssucht angesteckt und faßten den Entschluß, gleichfalls ein Tanzvergnügen anzustellen. Der Capitain fand dagegen nichts einzuwenden, der Schenkwirth noch weniger, und am Sonntag Nachmittag widerhallte die Schenke von Musik und fröhlichen Stimmen. Abends als ich dort eintrat, war der Ball schon seit mehreren Stunden im Gange und der Ballsaal eine einzige Staubwolke. Der Tanz fand in einem großen viereckigen Zimmer mit einem colossalen Kachelofen statt, und letzterer, der einen ungebührlichen Platz einnahm, diente zugleich als Piedestal für einen localisirten Ganymed, einen barfüßigen Knaben, an dessen Knie ein großer Bierkrug lehnte, aus welchem sich die durstigen Tänzer labten. In einem Winkel der Stube saßen der Schuster und der Weber des Dorfes und spielten lustig auf, so lustig, als es eben geht, wenn ein Paar Pechfinger an den Flötenlöchern hangen bleiben und der Fidelbogen über die Saiten fährt wie der Schütz durch die Kette. Einige tanzten Langsamwalzer, Andere Galopp, aber vorwärts ging es für Alle und Jeden, und die Freude strahlte auf allen Gesichtern. Die Fenster waren geöffnet und der Mond, der unterdeß aufgegangen war, nahm sich hilfreich der Beleuchtung der Scene an, die von der Abenddämmerung und vier schläfrig schnuppigen Talglichtern in ein mystisches Halbdunkel gehüllt war. Einige Zweige der Rosenhecke, die sich außen an der Mauer emporrankte, schlangen sich frischbethaut über die Fensterlehne hinein, allein die Damascusrose mit ihrem dunklen Blatte hielt den Vergleich mit den glühenden Mädchenwangen nicht aus, und die Nachtigall hatte wohl nie ihre Triller weniger passend als vor diesem Tempel der Freude angebracht, welcher von dem Gelächter der Soldaten widerhallte.

Es war übrigens ein sehr feiner Ball. Die Soldaten hatten wie zu einer Parade geputzt, einige hatten sich sogar Halskragen bei der Putzmacherin des Dorfes angeschafft, und es war

nicht zu verkennen, daß die rauhen Krieger sich bemühten, die feinsten Manieren zu zeigen. Wenn sie die Damen engagirten, machten sie nicht allein eine Verbeugung, sondern auch oft einen Knix und Dorchen und Stinchen und Gretchen, welche den täglichen Friesrock mit dem Sonntagsstaat vertauscht hatten, nahmen sich wirklich ganz damenhaft aus, Hände und Füße ausgenommen. Die Dame band sich ihr Taschentuch um die Taille, damit der Rock den Eindrücken der Rechten des Cavaliers weniger ausgesetzt sei, und sein Taschentuch lag, ein kühlendes Medium zwischen ihren bloßen Händen, die sich in traulichem Drucke begegneten und abwechselnd das Tuch an die glühenden Gesichter führten.

Meine Unkenntniß der Tanzkunst ließ mir die angebotene Ehre, die Damen zu „probiren" ausschlagen. Es waltet einiger Unterschied ob in Betreff des Tanz-Ceremoniels im Salon und in der Schenkstube bei einem Soldatenball. Hier ist die Präsentation ganz einfach. Wenn ein Officier daselbst eintritt, kommt ihm ganz gewiß ein Soldat entgegen und fragt, ob nicht der Herr Lieutenant — oder was er sonst sein mag, — ihm die Ehre und das Vergnügen erzeigen will, seine Dame zu probiren; und die Dame, weit entfernt sich hierdurch beleidigt zu fühlen, breitet die Arme aus, um den neuen Cavalier zu empfangen; dieser führt sie einige Mal tanzend im Zimmer herum und liefert sie darauf wieder an ihren früheren Tänzer ab. Ist man bei den Soldaten beliebt, ist man auch der Ehre ausgesetzt, sämmtliche Damen „probiren" zu müssen und diese Probe kann dermaßen eine harte werden, daß man gern auf die dadurch erwiesene Ehre verzichtet.

„Der Punsch steht auf dem Tische!" ruft Einer, und inmitten des Tanzes that der Weber einen Bogenstrich so kräftig und bestimmt als des besten Commandirsergeanten „Halt!" Das Tanzen stockt und die Gesellschaft eilt in die Nebenstube,

wo sie sich paarweise auf die Bänke längs der Tische niederläßt. Es herrscht ein Gelächter, eine Freude wie an der Tafel der olympischen Götter — sie ist unverwüstlich gleich dem Durst unseres Compagnieschneiders.

„Schau den Schneider an," rief Einer, „er weiß die Bowle zu finden."

„Ja, die passen auch zusammen," meinte ein Anderer, „alle beide müssen sie auf dem Tische sein, wenn sie was nützen sollen."

„Ha, ha, ha!"

„Ah, meinst Du, Peter Tischler?" rief der Schneider. „Du solltest doch 'mal sehen, ob Du zu uns herauf kommen kannst, aber es wird Dir wohl leichter, unter den Tisch zu kommen."

Und so wurde manch Wort des Scherzes und der fröhlichen Laune gewechselt, während die Gesellschaft zu Tische saß, oder vielleicht besser ausgedrückt: zu Tische lag; man lehnte sich ungenirt mit beiden Ellbogen auf denselben und trank so Glas um Glas mit dem Nachbar hüben und drüben. Und die angelnschen Mädchen haben ihre eigene Art den Becher zu kredenzen und das Glas zu leeren. Sie nippen an dem Glase und, ehe man sich dessen versieht, gießen die Schelme die Hälfte des Inhalts in das Glas des Herrn, mit welchem sie anstoßen wollen. Es schadet der Freude nicht, daß dieser nicht versteht, was sie sagt, versteht er doch, was sie meint; und wenn sie nickt, nickt er ihr wieder zu, und galant leert er sein jetzt bis an den Rand gefülltes Glas, während sie nur das halbvolle austrinkt. Ein immerwährendes ewiges Cokettiren durch Kopfnicken und Punschgläser, ein Cokettiren, welches nicht allein zum Herzen geht, sondern auch in die Köpfe steigt und, sind wir gleich über die Zeit der Wunder hinaus, die Leute in fremden Zungen reden läßt. Die Mädchen singen den „Tapfern Landsoldat," und die Soldaten sprechen Hochdeutsch.

„Watt seggst Du?“ frug Gretchen, die ihren flüsternden Nachbar nicht ganz verstand.

„O, das weißt Du gewiß, was ich will,“ versetzte dieser; „aber Du bist immer so schlimm. Hör' mal, Gretchen“ — —

„Höre nicht auf Den, Gretchen; er hat eine Snogetunge,“ rief ihr der Nachbar von der andern Seite des Tisches zu.

„Eine — wat?“

„Snogetunge!*) — Er hat glatte Worte für alle Mädchen.“

„Ach, Du bist eifersüchtig, Hans!“ warf der Erste ein, „Gretchen ist meine, nicht Deine Dame. Gretchen! Du sollst leben und ich daneben, und alle hübschen Mädchen sollen leben!“ —

Verschiedene Lieder wurden zum Besten gegeben, und Toaste ausgebracht auf den König, den Lieutenant, auf die Damen und „unsere Gesellschaft“ und „unsere Freundschaft.“ Die Einleitung zu den Toasten war kurz, und der Redner hielt sich im Allgemeinen an das Herkömmliche: „Dies Glas sei dargebracht ꝛc“; aber der Schluß währte dann um so länger, und manchmal schien es, als wollten die Hurrahs gar kein Ende nehmen. Es war deshalb vom Weber sehr vernünftig, daß er für den Toast auf die Musikanten damit dankte, daß er seine Fidel ergriff und wieder zum Tanz aufspielte.

Paarweise eilte die Gesellschaft in den Saal, und bald erstarb jeder Laut, fast auch jeder Ton der Musik im Gedonner der tactfesten Tritte der polkirenden Landsoldaten und ihrer Tänzerinnen.

Es war der erste Soldatenball, und ich war nicht wenig auf den Verlauf desselben gespannt. Die Dorfbewohner schienen gleichfalls mit neugierigen Blicken drein zu schauen, und einige derselben hatten sich in der vorderen Schenkstube eingefunden, wo sie die Zeit mit Kartenspiel und Tabakrauchen tödteten. In der

*) Eine Schlangenzunge.

Thür, die nach der Küche führte, stand die Kochfrau, ihre braunen Arme mit der Küchenschürze drappirend und umkreis't von einer Truppe weißhaariger Kinder, die Staub und Schlaf Trotz boten, um ja bei der Lustbarkeit zu sein. Hinter ihrem Rücken flammte ein Feuer, das Wasser zu der letzten Bowle bereitend; als diese geleert war und der Lieutenant, seine Uhr zu Rathe ziehend, die Zeit für verstrichen erklärte, trennte die Gesellschaft sich in der besten Ordnung.

Tags darauf sahen die Knechte des Dorfes etwas sauertöpfisch aus und die Mädchen mußten allerlei Stichelreden dulden, weil sie auf dem Soldatenball gewesen waren.

Das Kreuz an der Wegescheide wurde als eine Art von Pranger benutzt und Nachts die Namen der „Dänischgesinnten Mädchen" an ihm verzeichnet; allein der Pranger verschwand, als es dem höchstcommandirenden Officier gemeldet wurde.

Die Hauptsache war, daß die Mädchen sich amüsirt, und daß die Soldaten sich hier, wie anderwärts, an dem Weibe einen mächtigen Alliirten zu erwerben gewußt hatten.

---

4. Ein neues Quartier.

(Fragment eines Briefes.)

Beklage mich, mein Freund, ich habe das Quartier gewechselt. So lange ich hier in Angeln gelebt, habe ich es leidlich gut und ungestört gehabt; denn meine Wirthe sind entweder Wühler, oder Gesinnungstüchtige gewesen und haben mich mit ihrer Freundschaft verschont. Allein das Schicksal ist grausam; gestern wechselte das Bataillon sein Cantonnement, und ich wurde bei einem Mann einquartiert, der sich Dänisch nennt und mich mit seiner Freundschaft quält, bei einer Familie, die mich in ihren Schoos, in ihren halbwollenen, halbleinenen ungekratzten Fries-

rockschoos aufgenommen, wo es nach „Petum optimum“ und „Wellington-Knaster Nummer Eins“ und nach Stallschuhen stinkt, wo der bon ton es erheischt, daß man zwischen den drei Gängen der Mahlzeit seine Pfeife schmaucht und wenigstens sechs Tassen Kaffee trinkt.

Wäre mein Bursche nur etwas pfiffiger gewesen, er hätte mich aus den Händen meines freundlichen Wirths retten können. Aber er ist so dumm — so entsetzlich dumm! Er selber räumt es ein und entschuldigt sich nur damit, „daß das nun so seine Art und Gewohnheit sei“ —; einer solchen Naivetät und einer aufrichtigen Freundlichkeit gegenüber bin ich waffenlos, ich bin ein Opfer beider. Vorausgesetzt, daß Sie mich in Ihr Gebet einschließen, so bitten Sie den Himmel, das Herz meines Wirthes zu verhärten und das Gehirn meines Burschen zu erweichen. Ich bin geplagt von Freundschaft und Dummheit — ist es möglich, sich ein entsetzlicheres Geschick zu denken? Namentlich wenn dazu noch kommt, daß man selbst wohl herausfühlt, eine wie jämmerliche Figur man in dem lächerlichen Tableau spielt, welches das Schicksal und die Fouriere arrangirt haben.

Ich will es versuchen, Ihnen meine Lage zu schildern. Wenn Sie dieselbe nur zu erfassen vermögen!

Als ich meine Stube betrat, fiel es mir zuerst auf, daß dort ein Tisch mit zwei Gedecken stand. Außer einem Bett enthält das Zimmer nur einen Tisch, vier Stühle und eine Wanduhr, welche mich fast zu Tode martert mit ihrem lauten Ticktack und der Langsamkeit, mit welcher ihre schallenden Schläge mir die Stunden zuzählt. Ich begriff sogleich, daß mein „verehrter“ Wirth, der in großen Holzschuhen, die Pfeife im Munde umherstakelte, die Absicht hegte, mir bei dem ersten Diner in seinem Hause Gesellschaft zu leisten. Wohl wurde mir dabei nicht zu Muthe; allein ich machte gute Miene zum bösen Spiele, und wir speisten — das heißt ich speiste und er schmauchte Tabak. Mittlerweile unterhielt er mich mit Erzählungen von den verschiedenartigsten Gegenständen,

Alles unter einander, von Menschen und vom Vieh, von Dänisch und Deutsch, Kriegs- und Landwesen, und es nahm ihn höchlich Wunder, daß ich nicht einige „Kanoniere" kannte, die einmal bei ihm einquartiert gewesen, „da sie doch gleich mir aus Kopenhagen gekommen wären." Dergleichen wollte es ihm auch gar nicht in den Kopf, daß ich nicht das Geringste von den Leuten aus dem Dorfe zu erzählen wußte, welche in Kopenhagen gewesen oder noch waren — kannte er doch schon sowohl den Sergeanten, als die sämmtlichen Soldaten, die erst vor einigen Stunden im Dorfe einquartiert worden waren. Während seines Redeflusses machte ich einen Cursus sämmtlicher bekannter Interjectionen und einiger anderen einsilbigen Wörter durch, deren Gebrauch nicht verfehlte, mir bei meinem Wirthe das Lob zu erstreben, ich sei — wie es im Lustspiele in einem ähnlichen Falle heißt — „ein sehr interessanter Mensch, der sich mit Leichtigkeit auf jedweden Gegenstand einzulassen wisse."

Ob ich jemals seinen Kaffee vergessen werde, weiß ich nicht, ihm dürfte aber gewiß immer die Standhaftigkeit erinnerlich bleiben, mit welcher ich mich weigerte, über ein gewisses Quantum hinaus von demselben zu genießen; allein diese Weigerung war keine Tugend, sie entsprang einfach der zwingenden Nothwendigkeit — ich konnte nicht mehr Kaffee behausen.

Um den Mann zu bewegen, daß er sich entferne und mich allein lasse, begann ich meinen Koffer auszupacken. Allein das genirte ihn durchaus nicht; er sah mir zu. Ich nahm einige Bücher hervor, er durchblätterte sie und es schien, als fände er sehr viel Geschmack an einer lateinischen Pharmacopöe. „Das mag viel Kopfzerbrechen kosten," sagte er und schlug das Buch mit sinnender Miene zu; „wie lange haben sie als Doctor in der Lehre gestanden!?" — O, Ihr Götter, er ging nicht! — Steh' mir denn bei, du schwarzer Geist, den ich jetzt wieder anrufe, um das Bild des Mannes festzuhalten; Du Teufelsbeschwörer Luther's; Du

Gift, ärger denn der Welschen Aqua tofana; Du süße Plauderin, der die Liebenden der Gegenwart mehr Geheimnisse anvertrauen, als die der schönen Ritterzeit je dem Monde — ich zog den Stöpsel aus meinem Tintenfasse und entfaltete eine Masse Papier. Ich machte die Vorbereitungen zu meinem Schreiben mit einer solchen Feierlichkeit, daß der Mann, wäre er ein Teufel gewesen, der darauf ausgegangen, mich zu plagen, in die Erde gesunken wäre, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, die geweißte Wand zu beflecken und der Welt und den neugierigen Reisenden ein sichtbares Denkmal des Ortes zu hinterlassen, wo der unglückliche Dr. H. mit einem von der Finsterniß Ausgesandten gekämpft. Aber er glich keinem Teufel; er mochte wohl gar mehr mit einem Engel gemein haben: sein Herz floß über von freundlichen Gefühlen, er hatte den Hungrigen mit süßer Suppe und Gänsesauer gesättigt, er unterhielt mich mit dänischer Rede und patriotischen Ergüssen, und er saß am Stuhle festgenagelt gleich einem Engelsbild an einer Altartafel — einem Engel mit borstig struppigen Haaren, in Holzschuhen und in einer Wolke stinkenden Tabaksdampfs eingehüllt.

Doch meine christliche Geduld ging zu Ende; ich that wie Mohamed: als der Berg nicht zu ihm kommen wollte, ging er zu dem Berge — da mein Wirth nicht gehen wollte, so ging ich. Doch er wollte mir nun den Weg zeigen, und nur mit genauer Noth brachte ich es dahin, daß er sich bei der Versicherung beruhigte, mir sei der Weg bekannt. Noch von der Umzäunung des Hofplatzes rief er mir eine Warnung nach, den Weg zur Linken nicht einzuschlagen, derselbe führe nur zu dem Torfmoore hinaus; — ich überhörte ihn jedoch und stürzte fort, in Aengsten, meine erkämpfte Freiheit wieder einzubüßen; ich machte erst Halt, als ich auf — dem Torfmoor stand.

Den ganzen Nachmittag trieb ich mich umher, und erst gegen Abend und nur in Begleitung einiger Freunde wagte ich mich

zurück. Beim Eintritt in meine Stube überraschte mich das gemüthliche Aussehen derselben. Auf dem Tische standen flammende Lichter und ein großer Präsentirteller mit vier Paar Tassen. — „Was fällt denn Lars, meinem Burschen, ein?" dachte ich; „und woher weiß er, daß du Freunde mit nach Hause bringst? — Ah, vielleicht sprach er mit dem Burschen des Capitains!" Geklapper von Holzschuhen auf dem mit Fliesen belegten Boden der Pesel unterbrach mich in diesem Gedankenmonologe; einen Augenblick später ging die Thür auf, und ich erblickte — zuerst die Pfeife meines Wirthes, alsdann sein Gesicht, — es leuchtete von Zufriedenheit, es strahlte in Freundlichkeit, die mich zur Verzweiflung bringt. Und er kam nicht allein. Er stellte mir seine Frau, seine Tochter und seinen Sohn — diesen Letzteren gleichfalls mit einer Tabakspfeife im Munde — vor, ich empfing einen Händedruck von Jedem, einen Druck so herzlich, und dennoch schnitt er mir durchs Herz. Darauf stellte ich ihm natürlicherweise meine Gäste vor. Mein Wirth machte die Honneurs mit einer Ungenirtheit sonder Gleichen; er setzte sich auf den Rand des Tisches und forderte die Gäste auf, sich niederzulassen; die Frau hieß die Tochter noch einige Tassen holen und mehr Wasser auf die Theekanne gießen; es war als hätten die Leute selbst und nicht ich Gäste eingeladen — wir tranken Thee en famille.

Ich fühlte mich halb krank von dem dünnen wässerigen Thee, dem Tabaksrauch und dem ermüdenden Geschwätz, und da ich keine Stätte besaß, wohin ich mich vor der Familie, die sich niedergelassen, als wollte sie nimmermehr aufbrechen, hätte zurückziehen können, so blieb mir nur übrig, wiederum die Flucht zu ergreifen. Ich begleitete meine Gäste, die ihr Lachen über mein tragikomisches Familienleben nicht zurückzuhalten vermochten, und erst nach zehn Uhr wagte ich mich wieder nach Hause. „Jetzt schlafen sie wahrscheinlich," tröstete ich mich, im Finstern umhertappend. Es galt daher vorsichtig zu sein: an der einen Seite der Enten-

teich, an der andern der Düngerhof, und gerade aus, mir gegenüber, der Hofhund — der verdammte Hund! Vor lauter Gift und Galle schlug ihm die Stimme über und er stieß ein Geheul nach dem andern aus, und bei dem ersten Geheul flog das Fenster auf und das lächelnde Antlitz meines Wirthes stand mir in dem Lichtschein doppelt leuchtend gegenüber. „Ah, Sie sind es," sagte er und nickte mir zu, hinter ihm nickte eine ganze Reihe von Köpfen: die Frau nickte, die Tochter nickte, der Sohn, die Mägde und einige Knechte — alle nickten sie; der Einzige, welcher nicht mit dem Kopfe nickte war mein Bursche, ihm schien Hören und Sehen über diese Art und Weise zu leben schier zu vergehen.

Die ganze Familie empfing mich nun auf der Schwelle und Jeder — Jeder nickte und reichte mir die Hand. Ich war außer mir.

Ich hatte auf einige Stunden Ruhe gehofft, aber nein. Der Vater ließ sich auf einem Stuhle nieder, desgleichen der Sohn, der steif und stumm seinen Platz an der Thür einnahm, die Mutter faltete die Hände, während ihre Blicke auf der emsigen Tochter ruhten, die den Tisch zusammenklappte und Alles hinwegräumte, was dem Eintritt zu dem Schlafschrank in der Wand entgegenstand. „Jetzt werden sie jedenfalls endlich gehen" dachte ich; allein sie gingen nicht. Ich ließ eine Bemerkung fallen, daß ich müde sei, und mein Wirth meinte, „dies sei ganz natürlich, ich habe ja eine, nicht ganz kleine Reise gemacht," — aber gehen that er nicht. „Na, nun will ich zu Bett gehen," rief ich endlich mit dem Muth der Verzweiflung, und begann meinen Rock auszuziehen — — das half. Mein Wirth erhob sich, reichte mir die Hand und machte mich mit schlecht verhehltem Stolz auf ein gewisses Requisit aufmerksam — aber dasselbe war auch von Fayance, von weißer nagelneuer Fayance. Unter wiederholten Händedrücken zog die Familie sich zur Thür hinaus.

„Wollen Sie auch selbst das Licht ausblasen?“ frug der Mann, als die Thüre sich fast hinter ihm geschlossen hatte. — „Jawohl, ja.“ — „Nun denn: Gute Nacht!“ sagte er. — „Gute Nacht.“ — „Endlich!“ seufzte ich, und stand eben im Begriff meinen halb ausgezogenen Rock wieder anzuziehen, als noch das „Gute Nacht“ der Frau, das „Gute Nacht“ der Tochter, das „Gute Nacht“ des Sohnes, sämmtlich mit langen, regelmäßigen Zwischenpausen und indem der Eine nach dem Andern den Kopf durch meine Thüre steckte, nachkam. — „Gute Nacht!“ brüllte ich mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung, riß meine Kleider vom Leibe, stieg auf einen Stuhl und — — nein, ich erhängte mich nicht; ich ertrank fast in der Masse von Betten, welche der Alkoven enthielt und die mich lange in Zweifel, wo das Kopf-, wo das Fußende, verharren ließ.

---

5. Der Jahrmarkt zu Brarup.

Das Dorf Süderbrarup liegt ungefähr in der Mitte der Landschaft Angeln. Die nächste Umgegend ist etwas sandig, die Straßen sind breit und tief und der Ginster, welcher am Rande der Gräben wächst, deutet das vormalige Haideland an. Die Aussichten erweitern sich: Wald und Dorf, offne Felder und Hügel und zwischen diesen ein Moorland, durch welches ein Bach sich schlängelt. — Wer glaubt jetzt, daß dieser Bach einst die Langschiffe zu der Burg bei Löit hinaufführte!

Doch heute giebt es ganz andere Dinge zu betrachten, als die Fernsichten. Hier ist Leben und Verkehr, und je näher man Brarup kommt, je mehr entfalten sich diese. Der Staub steht wie eine Wolke über dem Wege, auf welchem es von großen offenen Stuhlwagen mit geputzten Bauernmädchen wimmelt, die die

Regenschirme als Sonnenschirme gebrauchen; thurmhohe Lastwagen und leichte Federwagen kreuzen sich; hier ein Trift Ochsen, dort eine Koppel Pferde, deren Lenker, der Hitze ungeachtet, mit ledernen Hosen und Kanonenstiefeln angethan, von seinem von Messing glitzernden Sattel herab in einem fort seinen knallenden Scepter schwingt; Reiter und Fußgänger, Jung und Alt, Groß und Klein durchkreuzen einander, und die Verkäuferin mit ihrem Korb und der Kaffeekanne arbeitet sich durch die Menge hindurch, leichte Rippenstöße mit jenen ihren Attributen austheilend; der Brothöker zieht mit seinem vor den Wagen gespannten Hund um die Wette; lustige Burschen, welche unterwegs die Schenken besucht haben, jubeln und schreien und verwechseln zuweilen den Fußsteig und den Graben — alle Welt eilt nach Brarup; denn zu Jacobi ist Jahrmarkt in Brarup, und der Angler kennt kein größeres Fest als eben dieses.

Die Götter mögen wissen, welche Wunder St. Jacob in Brarup gethan, daß dieses Dorf so berühmt geworden und bis jetzt auch geblieben; sein Gesundbrunnen ist längst versiegt und „des Lebens Wasser" fließt hier wie anderswo nur noch aus Bullen und Flaschen. Aber gleichviel — Brarup ist nun einmal in der Mode und Jeder, wer nur irgend kann, muß es am St. Jacobstage heimsuchen. Schon der Name hat, glaub' ich, für den Angler einen eigenen Zauber. Brarup ist ihm der Inbegriff aller Herrlichkeit, und wenn er irgend eine gesellschaftliche Zusammenkunft als recht außerordentlich und amüsant bezeichnen will, so sagt er nur: „dort ist Brarup gewesen," — Jedermann weiß dann, daß es etwas ganz Außergewöhnliches gewesen ist.

Es geht in Brarup lustig her. Jedes Haus ist eine Schenke und jede Schenke ein Tanzboden. Man tanzt im Dörnsk und in der Pesel, im Gemüsegarten und im Obstgarten und das Tanzen dauert drei Tage und Nächte hintereinander. Auf dem Gemeindeanger erhebt sich eine Zeltbude neben der andern, die Wimpel

flattern über den weißen Dächern und die Flaggen — nun dieses Jahr erblickt man so viele Flaggen nicht: die schwarz-roth-goldne ist nicht gerade gut bei der Polizei angeschrieben und der Danebrog nicht bei der Bevölkerung. Das Restaurationszelt ist das einzige, von welchem eine Flagge weht und zwar eine ganz neutrale, unter dieser flatternden Fahne können sich beide Parteien niederlassen, denn von diesem Zelte weht eine große weiße Flagge mit der Inschrift: „Willkommen."

Durch die Straßen dieses Dorfs von Zeltbuden wogt und wallt eine bunte Menschenmasse hin und her. Eine ganze Straße besteht aus lauter Restaurationen, aus welchen ein verworrenes Brausen, Rufen, Singen, Harfenspiel und Tellergeklirr ertönt. Dort ist das „Unter den Linden" des Dorfes, in deren Läden die verschiedenartigsten Gegenstände ausgestellt sind. Durch lautes Rufen bestrebt der Verkäufer sich Kunden heranzuziehen, und wenn der Mund für diesen Zweck nicht ausreicht, genirt er sich durchaus nicht, die Hand zu gebrauchen und den zweifelhaften Kauflustigen zurückzuhalten. Das ist eine heiße Arbeit; er hat deshalb auch den Rock ausgezogen und präsentirt sich in Hemdsärmeln. In den Galanterieläden stehen artige Mamsells, die bei weitem nicht ihre Blicke so theuer halten, als ihre Spielwaaren. Die Schuhmacher haben eine Gasse für sich eingenommen, hinter ihnen stehen die Töpfer, die, den beschränkten Raum eines Zelts verschmähend, ihre Waare auf dem freien Felde ausbreiten, sodaß es aussieht, als wüchsen Töpfe und irdene Gefäße aller Art aus der Erde hervor.

Durch ein Lager der verschiedenartigsten Haus- und Ackerwirthschaftsgeräthe gelangt man auf den Viehmarkt. Hier ist ein Gebrülle und Geblöke, die armen Vierfüßler sind schwerlich ihres Vergnügens halber nach Brarup gekommen. Eine Hürde erscheint als ein ungeheurer Wollknäuel, aus welchem ein Viehhändler hervortaucht und seine Beute ergreift; in einem Nu schneidet er

einem armen Schaf das Ohr ab und versetzt einem andern einen Stern zwischen beide Augen, und von dem ängstlichen Geblöke der ganzen Trift begleitet, verläßt er den Schauplatz. Im schlammigen Graben liegen die Schweine und schnappen nach Luft, und eine Kuh, die des ewigen Betastens nach Talg und Nierenfett überdrüssig ward, hat sich losgerissen und galoppirt nun mit hoch emporgestrecktem Schwanze umher, und zwar zum Schrecken aller Inhaber und Inhaberinnen von Brotkörben und Schnapsbouteillen, die aufgesprungen sind und unter lautem Schreien ihre portativen Läden in Sicherheit zu bringen suchen. Die Roßkämme reiten um die Wette und zanken sich; und ein armes Thier, dessen Rippen vor aller Welt Augen offen daliegen, giebt die Rolle des Renners, sodaß der Boden unter seinen Hufschlägen dröhnt. Allein dieses Alles ist Nichts gegen das Leben, welches sich im Mittelpunkte des Platzes entfaltet; dort ist ein Gedränge und Gewoge, daß man kaum vorwärts kommen kann. Eine Kunstreitertruppe hat, durch Hilfe eines drei Ellen hohen Pfahlwerks, bekleidet mit Segeltuch, einen Circus abgesteckt: innerhalb desselben schmettert die Trompete um die Wette mit der Peitsche, und der Ausrufer, seinen Kopf durch das Betttuch steckend, welches den Eingang deckt, brüllt in einem fort mit seiner heisern Stimme: „Treten Sie h'rein, treten Sie h'rein." Ueber dem Segeltuche erblickt man die Köpfe des Galerie-Publicums, umwölkt von Tabaksdampfe, und dann und wann taucht ein schwarzer Lockenkopf und ein voller Busen in Cattun hervor — wenn Mademoiselle Adelaide die Menge durch ihre graziösen Pas entzückt. — Welcher Beifallssturm! Wird sie hervorgerufen? — Weg da, Junge, laß mich durch das Loch gucken! — Ah, die Mademoiselle liegt auf dem Boden, und Bajazzo thut sein Möglichstes um die Aufmerksamkeit von diesem Unfall abzulenken. „Treten Sie h'rein! treten Sie h'rein!" — fährt der Ausrufer fort; das Publicum strömt hinzu und die Primadonna

mit glühenden Wangen und tief aufathmender Brust vermag es kaum, sich einen Weg durch die Menge in das Nebenzelt zu bahnen, woselbst eine verrätherische Spalte die Geheimnisse der Garderobe enthüllt.

Das Carrousell wirbelt den ganzen Tag im Kreise herum. Böte, Ballons, Löwen — Alles ist besetzt. Junge Mädchen produciren sich als Reiterinnen und stechen nach dem Ringe; die Alten in den Böten haben eine so lebhafte Empfindung des Wellenganges der See, daß sie dabei erblassen und Gesichter schneiden, aber was schadet ein wenig Seekrankheit — es ist doch nur Brarup einmal jährlich. Unterdessen bearbeiten zwei Musikanten eine Clarinette, eine Trommel und einen Triangel. Sie thronen auf einem Brett zwischen den Balken und kreisen mit dem Carrousell umher; in solcher Weise ist es seit der frühesten Morgenstunde gegangen und es ist gar kein Wunder, daß sie aus dem Tacte sind, es drängt sich nur die Frage auf, ob sie überhaupt jemals d'rin gewesen. Der eine ist ein ergrauter Mann und guter Vater, der seinen Kindern ein wenig Jahrmarktfreude gönnt und sie neben sich aufgestellt hat. Das kleine Mädchen trägt ein Bierglas mit Branntwein gefüllt, und der Knabe ist zuweilen dem Vater behilflich, wenn dieser gar zu lustig wird und auf einem Beine stehend, Trommel und Triangel zu gleicher Zeit schlagen möchte.

Die Zeltbude nebenan ist überfüllt mit Menschen, aber Alles verschwimmt in Wolken von Tabaksrauch. Ein verworrenes Gebrause von Stimmen und von einem Orchester, in welchem namentlich die große Trommel das Wort führt, schlägt dem Eintretenden entgegen; doch kaum hat er sich eine Strecke Bahn durch das wogende Menschengewimmel gebrochen, so wird er wieder zurückgeschleudert: inmitten dieses wogenden Meeres ist ein Mahlstrom, ein kleiner offener Platz, auf welchem getanzt wird. Paar auf Paar jagen unwiderstehlich dicht hinter einander her,

bis der Tambour einen Schlag auf die große Trommel thut, als müßte das Zelt platzen, und der Mann mit dem Teller hervortritt. Vier Gänge für einen Sechsling — es ist ein billiges Vergnügen, aber es erfordert dickbesohltes Fußzeug. „Treten Sie h'rein, treten Sie h'rein!" ruft der Mann am Circus.

„Treten Sie h'rein! Echt Hamburger Kuddelmuddel, Alles für ein'n Schilling!" ruft der Mann gegenüber. Es ist uneigentlich gesprochen, wenn er die Leute hinein ladet, denn der Verkauf geschieht von einem offenen Tische aus und das Waarenlager ist ein Schiebkarren. „Alles für ein'n Schilling!" fährt er fort; „ein Geldbüdel, in den ein ganzer Preuße hineinkann — ein'n Schilling! Ein Fingerhut, der ein Menschenleben hält! Busennadeln, die bis auf den letzten Splitter und hernach als Stecknadeln benutzt werden können — ein'n Schilling! Alles für ein'n Schilling! Echt Hamburger Kuddelmuddel! Treten Sie h'rein!"

Ein Affenpaar sitzt oben auf einem Leierkasten und ergötzt das Publicum durch seine Künste und seinen vorzüglichen Appetit. Dicht nebenan trägt man die Geschichte von „des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" vor, — nach dem Bilde zu schließen eine schreckliche Geschichte, und der Vorzeiger ist so heißer, daß es ihm kaum gelingt, seinen verstimmten Leierkasten zu überschreien. — Gehen wir weiter.

Hier sind Sachen von Werth zu gewinnen, versichert der Mann und schüttelt den Inhalt eines alten schmierigen ledernen Beutels. Die Jahrmärkter greifen hinein und ziehen eine Niete nach der andern heraus; aber das Mädchen, das für ihren Schilling ein paar Stecknadeln zu einem Sechsling gewonnen, schaut ganz glückselig drein und wähnt fürwahr brillante Geschäfte gemacht zu haben. Auf dem Nachbartische rollen die Würfel und etwas weiter entfernt steht ein Mann, der die Güte hat, den Leuten zu sagen, welche Zahlen in der Lotterie herauskommen; es hängt jetzt nur davon ab, daß man die richtige Ziehung wählt.

Doch die hat er selbst gewiß nicht erspäht, sonst sähe er nicht so zerlumpt aus.

„Was ist das Leben ohne Liebe," jammert eine Stimme in dem Restaurationszelte. Dort sitzt ein Mann in einem fadenscheinigen Rock und tappt mit den langen dürren Fingern die Clarinette hinauf und hinab. Seine Ehehälfte ist eine Dame in bester Fülle, die außer ihrem eigenen Stuhl zugleich den dritten Theil von denen ihrer beiden Nachbarn einnimmt. Eine Harfe ruht in ihren kurzen dicken Armen und die Töne des Gesanges strömen ungehindert vom „beengenden Saume der Zähne" heraus. Es ist „die schöne Karoline." Ach, wo blieb die Schönheit! Ein zweites Herculanum und Pompeji liegt ein lebhaftes Augenpaar am Fuße des glühenden Vesuv der Nase eingeäschert — das ist Alles, was noch zurückgeblieben ist. Indeß, das Zelt ist mit Zuhörern angefüllt und vor demselben stehen noch mehrere. Man kann sich kaum hindurchdrängen. Zwei Familien sind einander dort begegnet und schwatzen nun ein Langes und Breites, während sie Anderen den Weg versperren. Die Kinder hängen sich fest an die Röcke der Mütter, und ein ganz kleines Männchen in einem grauen Röckchen mit großen Seitentaschen, ganz in seine neue Mütze vertieft, blickt entzückt auf einen Pfefferkuchen, in Gestalt eines Ungeheuers mit Augen und Rockknöpfen von durchschnittenen Mandeln. — „Ach herrje!" ruft das Mädchen, das soeben an der Gruppe vorüberfegt und die Glückseligkeit des Knaben in Verzweiflung, das Pfefferkuchen-Ungeheuer in Stücke verwandelt. — „Still, mein Jung', still! Laß nur die klebrigen Honigfinger aus dem Gesichte, Du sollst ein ganzes Päckchen Kuchen anstatt des Pfefferkuchenmannes haben." — Allein er brüllt und die Kinder des Nachbarn brüllen; es ist als hätten sämmtliche Kinder zu gleicher Zeit ihre Kuchen eingebüßt.

Die Sonne ist untergegangen. Die Flammen, die unter den ewig siedenden Theekesseln lodern, werfen einen zweifelhaften

Schein auf die lärmenden Gruppen. Lichtflammen und farbige Laternen tauchen in dem Halbdunkel der Verkaufsbuden auf, und flimmern auf den Helmkämmen der Dragoner und den Bayonneten der Infanteristen, wenn die Patrouillen sich durch die noch immer gefüllten Gassen drängen. Die Leute fangen aber doch jetzt an, nach Hause zurückzukehren. Auf der Landstraße rollen schon die Wagen dahin, es ist dasselbe Gewühl und Gedränge wie vorher, nur die Stimmen sind lauter und das Singen wilder, und durch dieses verworrene Lärmen tönt die große Trommel vom Marktplatze herüber und die heisere Flöte des blinden Spielmanns, der sich an dem Grabenzaun von Jelängerjeliebergesträuch niedergelassen hatte.

Doch, man entrinnt so leichten Kaufs nicht den Jahrmarktsfreuden. In den Nachbardörfern ist gleichfalls Musik und Tanz. Die Pferde mit dem Wagen überläßt man sich selbst vor der Schenke, während man sich auf dem Rückwege noch einmal im Tanze schwingt und noch einen Krug zu guter Letzt leert, und wenn man dann aus der Schenke wieder heraustritt, ist es nicht gerade leicht, den richtigen Wagen zu finden. Drüben in Norder-Brarup ist obendrein Theater. Unter dem griechischen Himmel ging es zwar an, daß Thespis mit dem Karren vagabundirte und die Bühne auf offener Straße und offenem Marktplatze aufschlug; allein in unserem Klima, und namentlich während eines Sommers wie dieser, in welchem der eine Regenguß den anderen ablös't, muß man den Karren doch wenigstens unter Dach bringen. Und das that der Director denn auch. Er hat ihn in den Fremdenstall der Schenke gezogen, und der Stall ist schnell in ein Theater umgewandelt. Sollte es regnen, wird das Wasser zwar in dem Rinnsteine quer durch den Stall abströmen; aber das schadet nichts, denn was den ersten Platz betrifft, so ist der Rinnstein dort mit Brettern bedeckt und auf dem zweiten Platze stellt man sich in Wasserstiefeln ein. Der Stall hat ferner den Vorzug, daß er keinen

Zwischenboden hat, und daß der Tabaksrauch durch die Luftlöcher an der Seite hinausziehen kann, und hierzu kommt noch, daß die Stalllaterne unter dem Sperrbalken hängt und einen Kronleuchter ersetzt.

Es war ganz zufällig, daß ich in „die Komödie" gerieth. Ich wollte vorüberfahren, aber meinem Kutscher schien es wohlgethan, wenn wir die Pferde verschnaufen ließen. Diese bekamen ein Stück Brot und wir traten hinein, um einen Schnaps zu trinken. Doch kaum war ich über die Schwelle in die Hausflur getreten, als Amsel, der sonst mit Tüchern und Bändern hausirt und den ich kurz vorher auf dem Jahrmarkte gesehen hatte, mich mit dem Rufe am Arme ergriff: „Billet, Billet! Erster Platz acht Schilling, zweiter Platz vier; Kinder die Hälfte!" Mein Kutscher schielte sehnsüchtig nach den schmierigen Papierfetzen; Amsel rief: „Treten Sie h'rein, treten Sie h'rein!" und ich dachte, nun, es ist nur einmal im Jahre Brarup und ging in die Komödie. Das erste Stück war zu Ende, und man befand sich inmitten des zweiten; was es eigentlich vorstellte, will ich ungesagt lassen. Es war zum Ersticken voll, ich wurde von einer Seite zur andern gedrängt, und es fehlte wenig daran, so wäre ich auf die Bühne gerathen. Durch einen Nebel von Tabaksrauch und Dunst von Talglichtern erblickte ich auf derselben einige derb bemalte Herren und Damen mit entsetzlichen Gesten umhergehen; allein das Ganze blieb mir ebenso räthselvoll als das Bild, welches die Hexe von Endor dem Saul zeigte. Ich beeilte mich herauszukommen. Während ich vor dem Tempel auf und ab schlenderte und des Kutschers harrte, scholl ein Beifallssturm nach dem andern aus demselben heraus; die Pferde wurden unruhig und ein Paar nahmen mit dem Wagen Reißaus.

Endlich war die Komödie zu Ende und die Leute strömten aus dem Stalle. Einige fuhren nach Hause, Andere begannen zu tanzen und aus den offenen Fenstern der Schenke erscholl ein fort-

währender Jubel. Aber wo mag der Wagen stecken? Mein Kutscher suchte vergeblich, und der Himmel und meine Aussichten verfinsterten sich immer mehr und mehr. Wäre Johann Lauesen nicht dort gewesen und Marie, die als gesetzte Frau zu ordentlicher Zeit nach Hause wollte, und ihr Mann, der einen kleinen Spitz hatte und uun an allen andern Wagen vorüberjagte, — ich hätte vielleicht nach Hause spazieren müssen. So fuhr ich mit ihnen weiter und ließ es Sache des Kutschers sein, wie er Pferde und Wagen wieder auffinden würde. Am folgenden Tage stellte er sich bei mir ein und erzählte, daß er sie in einem Haferfelde gefunden; der Besitzer der Felder habe sie jedoch nicht dort gesehen und er sei somit ohne Schadenersatz davon gekommen. Trotz des Unfalls habe er sich jedoch ganz köstlich in Brarup amüsirt und verspüre nicht wenig Lust, „für noch vier Schilling Komödie“ zu haben.

II.

Auf der Westküste.

1. Haide und Marsch.

Glücklich sind die Dichter, — gleich den Bienen saugen sie Honig aus Disteln; Dingen, die Anderen trivial sind, wissen sie ein Interesse abzugewinnen. Ich habe „Die beiden Baronessen" von H. C. Andersen gelesen, und glaubte nun wirklich, in Dageböl sei Etwas zu sehen; als ich aber dort anlangte, und zwar wie zerschlagen durch die bodenlose Landstraße und die unsanften Bewegungen eines königlich dänischen Frachtpostwagens — die einzige öffentliche Beförderung auf der Westküste — fand ich weiter nichts als eine elende Schenke, eine mürrische Wirthin und ein Schlammloch, welches sie dort mit dem Namen „Hafen" beehren. In diesem lag ein einziges kleines Boot. „Es ist die höchste Zeit," rief der Fährknecht; „noch fließt die Ebbe, aber in einer Stunde haben wir das Wasser!" Ich begriff nicht, was er meinte und hatte Mühe genug, die Worte zu verstehen; denn dieselben machten sich in einer Sprache vernehmbar, die nicht Dänisch aber auch nicht Deutsch war, — später erfuhr ich, sie sei etwas von beiden, mit einem guten Theil Föhrisch oder Friesisch vermischt. Doch die Worte wirkten einem Zauber gleich. Mein großer friesischer Postillon, der die längste Strecke des Weges geschlafen hatte, wurde plötzlich lebendig; mein Koffer wurde in

das Boot hinabgeworfen, ich sprang hinterdrein, und kaum daß ich mich niederlassen konnte, so peitschte auch das Segel im Winde und war bald gefüllt, und vor einer frischen Brise tanzte das Fahrzeug über die Wellen der Nordsee hin.

Welch ein Unterschied zwischen der Ostküste und Westküste!

Die Ostküste ist schön: Hügel, die bald jäh, nackt mit steinigen Klüften emporragen, bald in weichen, wellenförmigen Linien sich hinziehen, bedeckt mit Kornfeldern, umgürtet mit lebendigen, blühenden Zäunen; fruchtbare Aecker, frische Wiesen, spiegelklare Meerbusen, die sich waldeinwärts schlängeln, während die Wälder gleichsam den Küstenabhang hinuntergleiten; freundliche Dörfer und stolze Herrensitze, emsige Städte mit rauchenden Fabrikessen und überfüllten Häfen — es ist eine wunderschöne Küste!

Bei Nacht verließ ich Flensburg und in der Morgendämmerung passirte ich die Haide, die das Land durchschneidet. Der Postillon hatte versprochen, daß wir mit Sonnenaufgang in Lek sein sollten; allein dem war nicht so. Die Sonne erhob sich, die Wassergraben dampften, die Zwergweide spendete ihre Düfte, im Haidekraute schrie das Haßelhuhn, und vor mir, neben und hinter mir lag nur Haide mit violetten Haideblumen und bescheidenem Heidelbeergesträuche. Hier und dort theilte der Blumenteppich sich und die weiße sandige Erde blickte hervor; an anderer Stelle zeigte sich eine große nackte Sandfläche, der Wind hatte sie gleich Wellen gekräuselt und aus dem Sandmeer ragten kegelförmige Partien von Torferde heraus, schwarz wie die verkohlten Ueberreste einer versunkenen Stadt. Der Postillon sah nach seiner Uhr — die Postuhr, wie er sie nannte — und schüttelte mit dem Kopfe, als sei er der Meinung, die Sonne müsse zu früh aufgestanden sein. Das war ein drolliger Kerl, dieser jütländische Postillon. Er hegte eine ungeheure hohe Meinung von Allem, was zum Postwesen gehörte, und vergaß dabei natürlich sich selber nicht. Er erzählte mit Stolz, er habe früher nur das Felleisen gefahren,

und zwar mit einem Pferde, jetzt sei er aber der Lenker der Frachtposten mit drei Pferden, ihm sei jeder Stein im Wege bekannt, und er habe noch nie, selbst in der finstersten Nacht, umgeworfen. Mögen seine Verdienste belohnt werden, und möge er bald das vierte Pferd erhalten! Es würde dies den von Flensburg nach Lek Reisenden sehr angenehm sein.

Endlich langten wir in Lek an. Das Städtchen ist gleichsam eine Oase in der Wüste; dicht an demselben schlängelt sich die Lek-Au durch saftiges, breites Wiesenland; ein hübscher, geräumiger Hafen zeigt sich am Ausfluß derselben. Das Städtchen lag noch in seinem Morgenschlummer, und nur mit genauer Noth klopften wir den Lehrling der Apotheke munter; im Schlafrocke, die bloßen Füße in den Pantoffeln, expedirte er die Post. Da Lek der hauptsächlichste Verkehrsort der Viehhändler ist, die ihre Rinder von und nach den Märkten in Ripen, Tondern und Husum treiben, so herrscht hier um die Zeit dieser Märkte ein reges Leben, und das Städtchen nährt sich zum Theil von diesen zwei- und vierbeinigen Gästen. Zu deren Bequemlichkeit sind eine Anzahl Herbergen und Schenken angelegt — einige zwanzig, sagte der Postillon. Lek sieht übrigens aus wie ein geputztes Bauermädchen, halb städtisch und halb ländlich gekleidet: jedes zweite Haus hat ein Strohdach, und bald fährt man auf Steinpflaster, bald in tiefem Sande.

Hinter dem Städtchen dehnt sich eine flache, spärlich bebaute Gegend aus. Es ist nicht mehr die Haide, sondern der Blick schweift über weit ausgedehntes Wiesenland; und erst in der Ferne, gen Westen, wird er durch eine Reihe Häuser, Dörfer an der Grenze der Marsch gefesselt.

Die Marsch beginnt bei Nyböl, einem stattlichen Dorfe zum Theil dem Deiche entlang gebaut, und es erhält dadurch die den Marschstädten eigenthümliche Ausdehnung. Die Sonne hatte den sogenannten Klei (die Marscherde) zu einer festen, harten

Masse zusammengebrannt, und wir rollten auf den Deichen wie auf einer Stubendiele dahin, ohne die kleinste Staubwolke zu verursachen, während die Wagen, die auf dem Geestlande keine zwanzig Schritte von uns entfernt fuhren, in Staub eingehüllt waren. Bald zeigte sich die Marsch zu beiden Seiten. Unterhalb des Deiches lagen Flur und Weide, von breiten Wassergraben durchschnitten; aber das Wasser war ausgetrocknet, die Weide war kurz und gelblich, und an mehreren Stellen die Ernte bereits in vollem Gange. Auf einem Felde war eine Anzahl Mädchen mit aufgeschürzten Röcken damit beschäftigt, den mannshohen Weizen mit der Sichel abzuschneiden. Sonst wird der Weizen hier Ende September, oft erst im October gemäht, wie mir mein neuer Kutscher erzählte; dieses Jahr aber war er bereits zu Anfang August gereift. Das Feld strotzte von Saaten, die Halme waren so dicht und so gleichmäßig gewachsen, daß das Feld einer braungelben Mauer glich. Ueberall wohin man blickte, dieselbe Fruchtbarkeit. Kein Wunder, daß der Marschbauer sein Land so sorgfältig gegen das Meer schützt; unermeßliche Reichthümer blühen hinter seinen Deichen.

Als wir der Küste näher kamen, waren die Canäle nicht ausgetrocknet, und fast jeder Fußgänger, der uns begegnete, war mit einem Springstock (Kluwer oder Kluwerstaken) versehen. Es ist eine lange Stange, an deren unterem Ende ein Klotz befestigt ist. Mittels seines Kluwers schwingt der Marschbauer sich ohne scheinbare Anstrengung über die breitesten Wassergräben und kürzt seinen Weg, indem er quer über die Fennen (Felder) geht, anstatt dem Deiche zu folgen, auf welchem der eigentliche Weg sich befindet. Außer den Dörfern und den einzelnen Häusern, die längs der Deiche liegen, sind auch hier und da in den Fennen selbst mehrere Gehöfte erbaut. Jedes Gehöft steht auf einem eigenen Erdwall (Wurth oder Worth), und derselbe ist oft bepflanzt und mit Gräben umgeben, über welche eine Brücke in das Gehöft

selbst führt. Ein solches Gehöft könnte man deshalb wohl mit einem Castell und den friesischen Bauer mit einem der kecken, unabhängigen Barone der Ritterzeit vergleichen, und es giebt Reisende, die es gethan haben; allein ich glaube, daß das Gehöft nichts Anderes mit dem Castell als den Wassergraben, und der Friese nichts Anderes mit dem Baron gemeinschaftlich hat, als den Stolz, welcher obendrein in der Geldkiste wurzelt.

Der scharfe Westwind, der hier herrscht, beeinträchtigt die Holzcultur, und auf dem Deiche ist der Flieder fast der einzige Baum, welcher gedeiht. Je näher man dem Meere kommt, desto unumschränkter behauptet der Flieder seinen Platz als der vornehmste Baum der Westküste. Am Außendeiche selbst jedoch gedeiht kein Gebüsch. Der sanfte Abhang ist nur von einer dünnen Grasdecke überzogen, und wo die Wellen sich immer und ewig an seinem Fuß brechen, ist dieser mit einem Geflechte von Stroh nnd Schilf belegt, welches dem Meere nicht gestattet, den Erdwall zu durchlöchern. Geschähe dies, dann würde bald ein Weg für die Alles zersplitternde Macht der Sturmfluth geöffnet sein. Hier und da ziehen sich niedrige Molen mit Strohgeflecht belegt in die See hinaus; ich glaube, diese dienen theils dazu, um die Wellen zu brechen, theils um den angeschwemmten Schlick zurückzuhalten. Von dem Vorland, den sogenannten Watten, bei Dageböl gingen mehrere solche Molen aus, und da der Wasserstand gerade niedrig war, erblickte man zwischen ihnen den Schlick als eine fette weiche Masse, aus welcher hier und da eine breitblätterige Wasserpflanze emporschoß, und Tausende von Möven, Kibitzen, Wrackvögeln und Meerschwalben schreiend und kreischend umherschwirrten.

Bei Dageböl ist bekanntlich die Ueberfahrt nach Föhr. Es ist eine Poststation en miniature, und der Reisende muß hier oft harren, bis es dem Gott des Meeres beliebt, die Ueberfahrt über den eine Meile breiten Sund zu gestatten, der die Insel Föhr

vom Festlande trennt. Bei einer Fahrt längs der Westküste ist die Rede mehr vom Strome als vom Winde; gegen diesen kann man zur Noth ankämpfen, dem Strome jedoch muß man gehorchen. Der Verkehr zwischen dem festen Lande und den Inseln ist deshalb von Ebbe und Fluth abhängig. Vom Festlande aus benutzt man das fallende Wasser, von den Inseln aus das steigende.

Das Wasser war noch im Fallen begriffen, aber die Ebbe war bald vorüber und der Wind war nicht günstig. Nichtsdestoweniger verließen wir den Hafen Dageböl und steuerten auf Wyck. Der Fährmann hielt das kleine Fahrzeug so dicht an den Wind wie irgend möglich; das Boot stampfte und sprang tosend durch die Wellen, die sich an dem Bug brachen und dann und wann in der Form eines salzigen Regens über uns hereinstürzten. In geringer Entfernung streckten einige Seehunde die Köpfe empor, schnaubten und starrten uns mit ihren klugen Augen an. Allein dies währte nur Augenblicke; schnell tauchten sie wieder unter und kamen bald darauf in weiterer Entfernung zum Vorschein. Die ganze Umgebung hatte etwas Fremdartiges; sie hatte gar nichts mit dem herrlichen, von Wald und Hügel umgürteten Meerbusen Flensburgs gemein, welchen ich den Abend vorher betrachtet hatte, während die Sonne glühend auf seiner spiegelglatten Oberfläche ruhte. Mir war, als sei ich plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt. Das Meer rollte mit tiefen, hohlen Wellen; über mir flogen die finstern Wolken vor dem immer wachsenden Sturm dahin; das Festland mit seinen Deichen glich einer ungeheuren Festung, und von den Halligen war nichts als die Häuser zu erblicken, die auf dem Wasser zu schwimmen schienen. Indeß näherte ich mich immer mehr dem Ziel meiner Reise; auf der Sandküste, über welche die dann und wann hervorbrechenden Sonnenstrahlen einen röthlichen Schimmer warfen, lag der Flecken Wyck.

2. Die Insel Föhr.

Eine Meile von der Küste entfernt, mit welcher es früher zusammenhing, liegt Föhr, eine Ruine, welche die Sturmfluthen des dreizehnten und siebzehnten Jahrhunderts übrig gelassen haben. Rings um Föhr liegen die Ueberreste der zerstörten Westküste: Sylt, Amr'am, Langenäs und Oeland, und diese Inseln gewähren Föhr nach allen Seiten hin einen Schutz. Der Westwind bricht sich an den hohen Sanddünen auf Amr'am und Sylt, und die Wellen haben schon einen Kampf mit diesen bestanden, bevor sie sich gegen die Steindämme im Westen und Norden Föhr's oder die Sandhügel wälzen, welche die Südküste bilden. Die Luft ist mild und leicht zu athmen. Die Baumanpflanzungen gedeihen recht gut, und Föhr hat ein weit freundlicheres Ansehen, als man von einer Insel der Nordsee zu erwarten berechtigt ist. Laut des alten Sprichworts: Unter den Blinden ist der Einäugige König, kann man deshalb wohl Föhr die Königin der Inseln der Westküste nennen.

An der südöstlichen Seite liegt Wyck, ein freundliches Städtchen, dessen strohgedeckte Häuser theils in einer regelrechten Straße, theils in Gärten zerstreut liegen. Vor der Häuserreihe an der Südküste, Sandwall genannt, zieht sich eine Allee um die gewöhnliche tägliche Promenade der Badegäste, und gegen Osten, im Schutz des Deiches, welcher den Marschboden, der hier mit dem Geestland zusammentrifft, sichert, liegt der sogenannte Königsgarten. Diese schöne Anpflanzung besteht aus Eichen und Tannen und verbirgt ein Bassin, welches mit dem Hafen in Verbindung steht, — eine verwelkte Blume des Andenkens an die glänzende Periode Wyck's, als König Christian der Achte sein Hoflager unter einem Strohdache hielt. Der Garten ist in Verfall gerathen; hier und da blickt eine Rose zwischen Unkraut

hervor, die Grasplänе geben eine gute Heuernte für diejenigen, die gesonnen sein möchten, zu mähen; in den Schlangengängen ist Schutz gegen Sonne und Wind; aber man begegnet dort selten einem Spaziergänger. Der Garten ist nicht mehr in der Mode, und die beau monde zieht den Sandwall vor, wo man zu gleicher Zeit die frische Seeluft und die Prager Musik genießt, die vor dem Conversationssaal des Badehauses spielt.

Wyck — Vighen, de Vigh, wie es von den Bewohnern auch genannt wird — ist fast als ein besonderer Theil von Föhr zu betrachten. Nicht allein daß seine Gerechtsame als Flecken und sein städtisches Leben einige Abänderungen in dem sonst im Lande üblichen ererbten Administrativverfahren hervorgerufen haben, so werden seine Bewohner von den übrigen Bewohnern der Insel Föhr obendrein fast als Fremde betrachtet, die ihre Küsten usurpirt und sich an denselben niedergelassen haben. Noch heutigen Tages findet in der That ein Unterschied zwischen den „Wyckern" (den Einwohnern des Städtchens) und den Föhrern sowohl in Bezug auf Kleidung wie auf Dialekt statt, welche, insofern sie nicht beide irgend etwas Fremdartigem haben weichen müssen, bei den Wyckern an die Bewohner der naheliegenden Halligen erinnern. Daß Wyck von Flüchtlingen dieser Inseln gegründet worden, ist gewiß; erwiesen dürfte es dagegen nicht sein, daß das Städtchen seinen Namen aus dem Umstand herleitet, daß die Gründer desselben der Sturmfluth halber hierher gewichen seien.

Die Ausdehnung der Insel Föhr beträgt von Norden bis Süden eine Meile, und von Osten nach Westen gegen anderthalb. Der südliche Theil ist Geestland, der nördliche Marschland, von sehr fest gebauten Deichen geschützt. Der Boden ist, wenn auch nicht so fruchtbar, wie der des Festlandes, doch immerhin gut zu nennen und, einzelne Hügel gegen Süden abgerechnet, ganz flach. Die Insel hat keinen Wald, und wenn auch die Baumanpflanzung

auf der Ostseite recht gut gedeiht, so sieht sie doch ziemlich nackt und kahl aus. Allein dem Föhrer dünkt kein Platz der Welt so schön wie dieser. Mag er sich von seiner Kindheit an unter den verschiedensten Himmelsstrichen bewegt haben, nach Föhr kehrt er immer zurück, um seine Tage daselbst zu beschließen, und deshalb trifft man auf der geringen Ausdehnung dieser Insel Leute, die von jedem Ort der Welt zu erzählen wissen.

Die Föhrer sind geborne Seeleute, und bereits in der Schule erhalten sie mit Bezug auf diesen ihren Stand eine sorgfältige Ausbildung. Kaum erwachsen, verlassen sie die Heimat, um ihr Glück auf der See zu versuchen, und zwar nicht auf einer beengenden Küstenfahrt, sondern auf „langen Reisen." Mehrere der Flensburger Wallfischfänger und manch stolzes Schiff, welches die Wellen des atlantischen Oceans durchfurcht, werden von Capitainen geführt, die als arme Schiffsjungen diese Insel verließen. Aber in seiner reich ausgestatteten Cajüte sitzt der Schiffer der hamburgischen oder bremischen Westindienfahrer, denkt an seine einfache Heimat und berechnet, wie viel ihm diese Reise wohl einbringt, und wie oft er sie wieder zurückzulegen braucht, bis er so viel gesammelt, daß er die Fahrt einstellen und sich auf der kleinen Insel an der schleswigschen Westküste zur Ruhe setzen kann.

„Und wenn diese Menschen hierher zurückkehren, wie mögen sie sich in dem hiesigen Leben zurechtfinden?" frug ich. „Was treiben sie denn hier?"

Der Bauer, mit dem ich sprach, zeigte auf die Straße. Ein eleganter Cavalier mit lackirten Stiefeln, eine massiv goldene Kette über die Weste und nach der neuesten Mode gekleidet, ging gerade vorüber. Es war ein Hamburger Schiffscapitain, der einen Besuch bei seiner Familie machte; er führte seine Frau am Arm, sie trug die Tracht des Landes.

„De fine Capitain wird ok Koharr,“ *) sagte er.

Ein Haus, ein Stück Land für einige Kühe, des Mittags ein Mehlklos auf dem Tische — das ist das Ziel, um welches der Föhrer manche stürmische Nacht unter der Sonnengluth des Aequators und zwischen den Eisbergen Grönlands kämpft.

Bei fast allen Männern, selbst denjenigen, die keine weitern Fahrten, als nach Husum und Dageböl gemacht haben, ist der Seemann in Manieren und Tracht und in dem freien, oft geschliffenen Wesen dieses Standes ausgeprägt. Was die Frauen betrifft, ist es dagegen anders. Während die Männer auf der See umher fahren, tragen jene nicht allein die Sorge um das Haus, sondern verwalten und besorgen zum Theil selbst die Feldwirthschaft. Sie verlassen sehr selten die Insel ihrer Väter und bewahren sorgfältig die ererbten Sitten und ihre höchst eigenthümliche Tracht. Diese besteht aus einem Rock von dunklem Zeuge mit blauem Bande eingefaßt, aus einer dunklen hoch heraufreichenden Jacke mit langen Aermeln, an den Händen und auf der Brust mit silbernen Knöpfen von durchbrochener Arbeit besetzt; aus einer dunklen faltenreichen Schürze, deren breiter Gurt fast einen Brustlatz abgiebt und hinten von massiven silbernen Haken zusammengehalten wird. Um den Hals wickeln sie ein oder mehrere schwarze wollene Tücher, und ein anderes Tuch derselben Art schlingen sie um den Kopf in der Form eines Turbans, von welchem an jeder Seite ein Zipfel frei herabhängt. In dem obern Theile dieses Turbans tragen die verheiratheten Frauen ein Stückchen rothes Zeug, welches den Scheitel deckt; die unverheiratheten dagegen bedecken dieses mit flach übereinander gelegten Haarflechten. An Festtagen tragen die Föhrerinnen schwere massive silberne Ketten, die sich zwischen den Knöpfen auf der Brust schlängeln, und an diesen Ketten hängt ein Medaillon,

*) Der feine Capitain wird auch Kuhhirt.

oft das Portrait des Ehemannes oder der Eltern, oft auch merkwürdige alte Bilder, die an katholische Heilige erinnern. Bei den Reichern findet man auch Goldschmuck, und im Anlegen dieser Schmucksachen, waltet zwischen den Bewohnerinnen der Ost- und Westküste einige Verschiedenheit ob. Die ganze Tracht hat etwas Orientalisches an sich, und dieses tritt noch mehr hervor, wenn die Föhrerin außerhalb des Hauses erscheint. Alsdann zieht sie die Halstücher bis über die Nase hinauf und windet den Turban dergestalt, daß er die Stirne ganz bedeckt und vor den Augen nur eine schmale Oeffnung läßt. Des Winters trägt sie außerdem einen Mantel, den sie Bulfanger nennt, der aus einem großen Kragen von Tuch mit einer Kapuze besteht und unserm Burnus ähnlich sieht. Während der Kopf in solcher Weise sorgfältig verhüllt wird — sowohl Tag wie Nacht, im Hause wie außerhalb desselben trägt die Föhrerin ihren Turban — werden die Füße nur dürftig mit kleinen ledernen Pantoffeln versehen. Man sollte glauben, dies müsse die unzweckmäßigste Fußbekleidung in einem Lande sein, wo Weg und Steg bei dem geringsten Regenschauer in wahre Moräste umgewandelt werden; allein sie hüpft graziös genug auf ihren Pantoffeln dahin und vertauscht sie nur dann mit Schuhen, wenn sie ihrem Hauptvergnügen, dem Tanze, entgegeneilt.

Von der Föhrer Tracht ist die sogenannte friesische etwas verschieden. Dieselbe wird von den Frauen auf den Halligen, zum Theil auch in Wyck getragen, wo sie doch mehr und mehr von der städtischen oder, wie sie allgemein heißt, der deutschen Tracht verdrängt wird. Die friesische Tracht ist von demselben Schnitt und aus denselben dunklen Stoffen gearbeitet, aber breitere Borden in lebhaften Farben und noch mehr silberne Schmucksachen zeichnen sie vor der föhrischen aus. Der Busen einer Frieserin hat oft nicht wenig Aehnlichkeit mit einer Galerie von Miniaturportraits in silberner Einfassung. Dazu kommt, daß

die Kopfbedeckung hier kein Turban ist, sondern eine spitz zulaufende offene Düte von Tüchern, und wenn die Leute die Wahrheit reden, so hat man an der mehr aufrechten oder mehr liegenden Lage dieser Düte einen Maßstab für die größere oder geringere eigene Meinung von der Liebenswürdigkeit der betreffenden Person.

Die Föhrerin ist in der Regel schön. Da sie nie aus dem Hause geht, ohne in der vorher beschriebenen Weise verhüllt zu sein, so hat sie einen so klaren, weißen Teint, wie eine Salondame sich ihn nur wünschen kann; allein oft rührt dieser doch auch von der Bleichsucht her, die gleich der Drüsenkrankheit hier ein allgemeines Uebel ist. Sie ist Fremden gegenüber schüchtern und zurückhaltend, und diejenigen, die da glauben möchten, daß das bis vor kurzem hier gebräuchliche „Fenstern" einen schädlichen Einfluß auf ihre Moralität geübt habe, thun ihr Unrecht.

Da nicht der Erdboden, sondern das Meer die Erwerbsquelle des Föhrers bildet, so gehört es zu den Seltenheiten, größere Ackerwirthschaften auf der Insel anzutreffen. Sie ist dicht bebaut, aber zu den meisten Häusern gehören nur einige wenige Demate*) Land, welche der Besitzer theils zur Viehweide, theils zum Anbau von Kartoffeln, ein gar zu allgemeines Nahrungsmittel der Inselbewohner, benutzt. Die Dörfer liegen alle auf dem Geestlande, oder auf der Grenze zwischen Geest und Marsch. Sie zeigen eine gefällige Bauart und bestehen aus mehreren schmalen Gäßchen, über welche die Eschenbäume ein Laubdach ziehen. Zwischen den Anpflanzungen blicken die kleinen Häuser hervor: rothe Mauern und grün angestrichene Fenster, die nicht selten mit Marquisen versehen sind. Jeder der alten Seeleute richtet sich ein, wie er es am besten vermag, und putzt sein Haus, wie früher sein Schiff, nach eigenem Ge-

*) Demat, eigentlich Daymat, d. h. eine so große Landstrecke, als ein Mann in einem Tage zu bearbeiten vermag.

schmacke aus. Der greise Grönlandsfahrer hat seinen Garten mit Wallfischbart eingezäunt; er selbst sitzt auf der Bank vor der Hausthür, eine Zeitung in der Hand. Sein Nachbar, der Capitain, hat ein größeres Landgut und ist Bauer geworden; er ist gerade damit beschäftigt, ein Fuder Heu zu entern, welches zu hoch ist, um durch das Scheunenthor einzugehen. Ueber diesem erblickt man ein großes Brett, auf welchem gemalt steht: „De Vrau Margarethe“ — wahrscheinlich ist dies der Name des Schiffes, welches er so oft glücklich in den Hafen brachte, bis es zur Vergeltung ihm behilflich war, sein Lebensschiff in dieser Weise zu vertäuen. Der nächste Nachbar hat durchaus nicht mit Gitterwerk gekargt: er hat Gitterwerk um den Garten, Miniaturgitterwerk um das Blumenbeet, Gitterwerk vor der Einfahrt zum Hofplatze und Gitterwerk um den Hühnerstall. Ueber der Thüre ist eine Gallionfigur angebracht, diese ist mit glänzenden Farben bemalt, und alles Holzwerk ist mit frischer Farbe gestrichen. Er ist Schiffszimmermann. Von der Flurdecke seines Hauses herab hängt das Modell einer Fregatte, bei deren Bau der Alte selbst beschäftigt war, und er weiß ihre Geschichte von dem Augenblick an, wo das Kielholz gerichtet, bis dahin, wo sie in den neunziger Jahren ein Raub der Engländer wurde.

Werfen wir einen Blick in die Häuser. Wie verschieden sie auch eingerichtet sind, ein Grundgedanke zieht sich doch durch sie alle. Von dem Flur aus treten wir in die Wohnstube (friesisch: Dónse) mit in großen Wandschränken angebrachten Schlafstellen, mit einem mächtigen Ofen, der von außen geheizt wird und in der Stube einen Aufsatz von polirtem Messing, den „Stülper“, trägt, und mit Wänden, getäfelt mit Porzellanfließen, die wiederum mit langzöpfigen Chinesen bemalt oder dergestalt künstlich an einander gefügt sind, daß ihre Farbenpracht ganze Seegemälde bildet. Ein Schiff, welches durch die schäumende See streicht, umkreist von wasserspritzenden Wallfischen, die sich in einer beängstigenden Nähe

des Harpunirers befinden, der seinerseits mit hochemporgehobener Waffe im Vordersteven des Bootes steht, ist der gewöhnliche Vorwurf des Künstlers gewesen. Diese Fließen verleihen der Stube ein holländisches Gepräge und stimmen gut zu der grünen Balkendecke, unter welcher ein Straußenei und einige welke Blumen hängen; chinesische Porzellanpuppen nicken von den Ecken des großen Glasschranks herab, in welchem eine Menge Schnurrpfeifereien zwischen Gläsern und großgeblümten Tassen Platz gefunden hat. Hinter dem Dónse ist die Putzstube (hier: Piisel), deren Fensterbretter mit Blumen angefüllt und deren Wände mit Kleidungsstücken behangen sind. Die Hausfrau sitzt bei ihrer gewohnten Beschäftigung: der Webstuhl klappert, der Schütz fährt durch die Kette, aber dies stört durchaus nicht ihren Alten, der, die altmodische Brille fest auf die Nase geklemmt, in dem durch das offene Fenster fallenden Sonnenlichte sitzt und von Cook oder einem andern kecken Seemann lies't. Er denkt nur an sein Buch und sie nur an ihren Webstuhl. Aber der Sohn, der junge feurige Matrose mit dem braunen Antlitz und dem getheerten Hut, der draußen im Garten steht und sich über das Gitterwerk in den Nachbargarten lehnt, er denkt an etwas ganz Anderes. Weshalb hat auch das junge Mädchen, welches drinnen steht, sich an einen Baum lehnt und mit ihren silbernen Busenknöpfen spielt, vergessen, ihr Nosstók über das Gesicht zusammenzuziehen? Es geschieht ihr ganz Recht. Jetzt lies't er das Geheimniß ihres Herzens auf ihren erröthenden Wangen, und der Schalk zieht sich diese Lectüre zu Nutzen — er begnügt sich nicht, nur zu flüstern: „Do me lettl klewe" (gieb mir einen kleinen Kuß).

Der Seemann, der in die Heimat zurückkehrt, thut dies nicht, um zu arbeiten, sondern um sich nach der Arbeit auszuruhen und seine ersparten Gelder behaglich zu verzehren. Er macht sich im Garten und mit dem Vieh zu schaffen, lies't die Zeitungen und nimmt sich einen „Knopf" (ein Scherzausdruck für Schnaps) —

vielleicht etwas häufiger, als es gerade nöthig wäre. Die schwerere Arbeit überläßt man den jütländischen Arbeitern, die in der Regel im Frühjahr und Herbst, mit dem Quersack, dem Spaten und dem Dreschflegel über der Schulter, nach Föhr kommen. Nicht wenige dieser Arbeiter verheirathen sich und lassen sich auf der Insel nieder. Man kann sich keine schrecklichere Sprache denken, als die, welche ein solcher Jütländer nach einigen Jahren Aufenthalt spricht; es ist ein Sammelsurium von Westjütländisch, Plattdeutsch und Friesisch, welches außer ihm kaum ein Anderer versteht.

Die friesische Sprache, die sich jetzt auf einen geringen Theil der Westküste und deren Inseln beschränkt, ist selbst auf diesem kleinen Gebiet vielen Abänderungen unterworfen und wird in den verschiedenen Landestheilen verschiedenartig gesprochen. Die Mehrzahl nimmt zwar an, daß das Friesische am reinsten im südlichen Theile der Insel Sylt (Sölring-Dialekt) gesprochen werde, wogegen die Föhrer behaupten, daß die „föhrische Sprache" die richtige sei. Auf den Halligen und auf Amr'am, sowie in Wyck, wo die Sprache geradezu Friesisch genannt wird, lautet sie wieder anders, und begiebt man sich von der einen dieser kleinen Inseln zur andern, so bemerkt man zu seinem Erstaunen, daß derselbe Gegenstand höchst verschiedene Benennungen hat. Obgleich die Föhrer vorzugsweise ihre Muttersprache mit den Kindern sprechen und sich bestreben, dieselbe der deutschen Kirchen- und Schulsprache, der plattdeutschen Umgangssprache, die sich vom festen Lande aus einschleicht, und der dänischen Gerichtssprache gegenüber, die auf der Westseite der Insel herrscht, aufrechtzuerhalten, so hat sie doch bereits viele fremde, namentlich plattdeutsche Wörter, aufgenommen. Derselbe Beweggrund, nämlich den Kindern den Gebrauch der fremden Sprache in der Schule zu erleichtern, der den Angeln dahin führt, daß er Deutsch mit seinen Kindern spricht, verschafft der deutschen Sprache immer mehr Eingang, namentlich auf der östlichen Seite von Föhr. Es läßt sich

wohl voraussehen, daß das Friesische in diesem ungleicheu Kampfe unterliegen wird, und um so eher, weil es sich auf keine Literatur stützt.

Bekanntlich unterliegt die westliche Hälfte der Insel, Westland oder Westlandsföhr, nebst der naheliegenden Insel Amr'am dem Amthause zu Ripen in Jütland, während das Ostland unter das Amthaus zu Tondern in Schleswig gehört. Die Grenzlinie zieht sich mitten durch das Dorf Niebelum, dergestalt, daß die östliche Seite der Straße zu Schleswig, die westliche zu Jütland gehört. Fast mit derselben Bestimmtheit stand während der Streitigkeiten der verflossenen Jahre der östliche Theil zur deutschen und der westliche Theil zur dänischen Partei. Allein die Kämpfe zwischen den verschiedenen Parteien machten sich außerhalb der Insel wenig geltend, und sie dürften wohl auch in der Regel en miniature geführt sein.

Bei der so sehr erleichterten Verbindung mit dem Norden und dem Süden durch die Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt dürfte die Insel Föhr als Badeort vielleicht dem jetzt so besuchten und gerühmten Helgoland ein gefährlicher Concurrent werden. In vieler Hinsicht steht Wyck über diesem begünstigten Nebenbuhler. Die Luft ist mild, der Sandgrund des Meeres sammetweich, das Wasser außerordentlich salzig und frisch; ein Pfund desselben enthält ungefähr dreihundert Gran Salz, also vierzig Gran mehr, als die Gewässer bei Helgoland. Das Baden ist hier nicht wie auf jener Felseninsel mit Schwierigkeiten verknüpft. Das Meer ist hier selbst schwachen Personen und zwar zu jeder Zeit zugänglich, was auf Helgoland durchaus nicht der Fall ist, wo der gewaltige Wellenschlag oft dem Baden hinderlich ist. Indessen glaube man nicht, daß der Wellenschlag bei Föhr fehlt. Die Nordsee ist nimmer ruhig; wenn sie auch noch so glatt und hell aussieht, man fühlt die Bewegung, sobald man sich ihren mächtigen Armen übergiebt, und wenn es nur ein wenig weht, gipfeln die Wellen

sich sofort und liefern einen genügenden Wellenschlag, ohne welchen die Meisten nicht glauben, von einem Seebad Nutzen ziehen zu können. In Folge des durch die regelmäßige Ebbe und Fluth immer wechselnden Wasserstandes geschieht dort das Baden nur von Badewagen aus, die ins Meer hinausgefahren werden; die gewöhnliche Zeit des Badens ist des Morgens, und man ist der Ansicht, daß das Wasser in den Monaten August und September am kräftigsten sei.

Man trifft in Wyck eine freundliche Einwohnerschaft, gemüthliche und billige Privatwohnungen und eine Truppe Prager Musiker an, die Einem sowohl bei der Ankunft wie bei der Abreise ein Ständchen bringen, und außerdem dreimal täglich im Badesalon oder in der Nähe desselben ihre Musik ertönen lassen. Die Vergnügungen bestehen in Ausflügen theils nach Niebelum und Borgsum, theils nach Amr'am und den Halligen, ferner in Assembleen zweimal wöchentlich, in Jagdpartien zur See nach Seehunden und Strandvögeln, auf dem Lande nach Kaninchen, von welchen letztern es in den Sanddünen Amr'am's wimmelt; im Lustwandeln in des „Königs Garten“ und auf dem Sandwall, sowie längs des Meeresufers, wo man mit der steigenden Fluth um die Wette läuft, Conchylien und Gestein aufsucht, sich von dem frischen Seewind durchfächeln läßt und Spritzbäder der Brandung nimmt, oder man streckt sich am Ufer nieder, läßt seine Füße von den Wellen küssen und die Augen gedankenlos über die Meeresfläche schweifen, die in der Sonne glitzert, als regnete es mit Silbertropfen auf ihre dunkelblaue Fläche. Allerdings sind das nur einfache Vergnügungen. Und doch vergehen die Tage gar zu schnell; wenn man das freundliche Städtchen verlassen soll, bemerkt man zu seinem Erstaunen, daß drei bis vier Wochen verstrichen sind, man weiß nicht wie; man packt seinen Koffer und seufzt: „Schon!“ man befindet sich wohl auf Föhr, man „bummelt“ dort so ganz allerliebst.

---

3. Ein Entenkog.

Bist Du ein Feinschmecker, geehrter Leser, dann begieb Dich nach Föhr im Monat September. Nicht weil die föhrische Küche gerade zu empfehlen ist — Du bist wohl schwerlich ein Liebhaber von Mehlpudding und Mehlklößen — aber hart an der Einfahrt zum Hafen Wyck liegt eine Austernbank und gegen die Mitte dieses Monats ist die Auster gut. Geh' an Bord in eine der kleinen Yachten, die auf den Fang ausfahren; während der Wind die Segel schwellt und das Fahrzeug unter der Küste hingleitet, schleift der Schaber über die Bank und bald erblickst Du auf der Luke eine Gericht von diesen Perlenmuscheln der Nordsee, die nur eines wohlangebrachten Schnitts harren, um Dein Auge und Deinen Gaumen zu ergötzen.

Bist Du ein Feinschmecker, dann vergiß auch nicht, die Vogelköge zu besuchen. Wenn Du auf meinen Rath achten willst, besuchst Du einen solchen am Borgsum und läßt Dir von Jan Johannen frischgefangene Krickenten, in ihrem eignen Fett gebraten, vorsetzen. Das Tischservice besteht allerdings aus nicht viel mehr als Scherben, und wenn Du nicht Messer und Gabel mit Dir führst, setzt Du Dich einer schlimmen Verlegenheit aus. Doch selbst fürstliche Personen haben in der Hütte Jan Johannen's gespeist — deshalb frisch ans Werk, der Versuch belohnt sich.

Machen wir einen Ausflug nach Borgsum.

Eine Strecke vor Boldixum führt der Weg zur Linken, dem Mittelberge und dem Gedenkstein Friedrich des Sechsten vorüber nach Niebelum. Dieses Dorf dürfte viel eher als Wyck die Hauptstadt von Föhr genannt werden. Die alte Kirche, St. Johannes geweiht, war einst die Hauptkirche der Insel und ist noch ein ansehnliches Gebäude mit mächtigen rothen Steinen, gedeckt mit Zinkplatten und nicht, wie die beiden andern Kirchen der Insel,

mit Stroh (dieses ist nämlich, weil es am besten den häufigen Stürmen widersteht, das gewöhnliche Deckmaterial auf der Westküste). In der äußern Mauer der Kirche ist ein grob behauener Granitstein mit drei halb verwischten Heiligenfiguren angebracht, welche dem Volksglauben nach die drei Patrone der drei föhrischen Kirchen vorstellen. In der Mitte steht der große St. Johannes — Niebelum liegt ungefähr auf der Mitte der Insel — ostwärts steht der etwas kleinere St. Nikolaus, nach welchem die Kirche in Boldixum bei Wyck ihren Namen hat, und westwärts ein kleiner St. Laurentius, der Schutzheilige der unbedeutenden Kirche des föhrischen Westlandes. In dem alten Siegel des Westlandes findet man diese drei Figuren wieder. Der Umfang der Kirche ist bedeutend; sie dürfte leicht gegen zweitausend Menschen fassen. Ihr hohes Gebälk wird von mächtigen hölzernen Säulen getragen, und an einer derselben ist die sogenannte friesische Elle angekettet — eine eiserne Stange von zweiundzwanzig Zoll Länge, die früher dem Nordfriesen als Richtschnur in allen Streitigkeiten in Betreff des Maßes galt.

Außer einem sehr alten Taufstein, über dessen merkwürdige Verzierung mehrere gelehrte Reisende sich die Köpfe zerbrochen haben, und einigen weniger guten Gemälden und Bildschnitzerarbeiten besitzt die Kirche ein ganz eigenthümliches Altarblatt. Es besteht aus einer Reihe Nischen mit hölzernen Figuren, Christus und seine Jünger vorstellend. Mitten unter diesen, dem Erlöser zur Linken, steht Papst Sylvester der Zweite, woraus man schließen dürfte, daß das Altarblatt aus seinem Zeitalter herstammt.

Ein Friedhof auf Föhr ist eine trübe Stätte. Die Hinterbliebenen können wohl den Verstorbenen Blumen und Kränze, aber keine Bäume weihen. Auf dem nackten Platz erheben sich über die Gräber glatte, aufrecht stehende Leichensteine, ungefähr wie sie die Juden anwenden; allmälig sinken diese jedoch tiefer und tiefer in die Erde, bald nach rechts, bald nach links — das

Ganze gleicht einem Chaos von Gestein. Unter den Inschriften dieser Steine trifft man auf eine Menge fremder Namen, als da sind: Jung, Hai, Rikmer, Söncke, Arfst, Ocke, Dankleff, Ketel, Nörd, und ferner Frauennamen: Brogetta, Ingke, Gerdine, Ursine, Gyntie, Keike, Matje, Tarn. Es sind alte friesische Namen, die noch heutigen Tags sehr allgemein sind. Die Föhrer haben eine eigene Art, Namen zu bilden: der Sohn Knut's heißt nicht Knutsson, sondern Knuten, und der Sohn Johann's heißt Johannen.

Von Niebelum führt der Weg nach Borgsum, und von hier aus machen wir einen kleinen Abstecher nach der sogenannten Schanze oder Burg, die nordwärts von diesem Dorfe liegt. Es ist ein mächtiger runder Erdwall, und die Sage erzählt, daß einst innerhalb dieses Walles eine Burg gestanden, die dem Ritter Claus Limbek gehörte. König Waldemar belagerte seinen rebellischen Vasallen, der sich lange Zeit hindurch tapfer vertheidigte, jedoch endlich der Uebermacht weichen mußte. Bei Nacht und Nebel ergriff der Ritter die Flucht, nachdem er seine Schätze in den Burgbrunnen versenkt, und die Föhrer behaupten, daß die Schätze sich noch immer da befinden, daß aber der Brunnen zu tief sei, um auf dessen Grund kommen zu können. Man findet ihn noch daselbst, er besteht aus einem kleinen runden Loch in der Mitte der Umzäunung; allein ich hege den Verdacht, daß die Schätze der Limbeks hier nicht vergraben sind und daß dieser Erdwall nie eine Burg umschlossen hat. Wahrscheinlich ist der Ort einer der sogenannten Freiberge gewesen, eine geweihte, heilige Stätte, auf welche der Verfolgte sich vor der unter den alten Nordfriesen üblichen Blutrache retten konnte.

Vom Gipfel dieses Walles aus hat man einen Ueberblick über die ganze Insel. Auf einer Seite die Marsch mit ihren zahlreichen Viehheerden, auf der andern die Geest mit Kornäckern und gefurchten Kartoffelfeldern, mit Dörfern und Kirchen, und um das

Ganze schlingt das Meer seinen in der Sonne funkelnden Rahmen. Die leichte Luft über der See rückt Einem die Gegenstände näher: die Mühle bei Dageböl scheint nur einen Flintenschuß von Wyck entfernt, und die Dünen auf Amr'am und Sylt erheben ihren glitzernden Saum dicht hinter dem westlichen Deiche.

Unter die nicht wenigen Einrichtungen an der Westküste, die aus Holland stammen, gehören auch die Vogelköge. Von diesen befinden sich drei auf Föhr und einer auf Sylt. Der Vogelkog bei Borgsum ist der größte. Er ist von Wällen und Gräben umgeben, und eine Brücke oder richtiger ein Balken, der als Brücke dient und fortgezogen werden kann, führt zu ihm hinüber. Innerhalb des Walles liegt eine Hütte, die in der Fangzeit von dem Kogmann bewohnt wird, und nur mit seiner Erlaubniß und in seiner Begleitung wird es Einem gestattet, den Kog zu besehen.

Jan Johannen, der den Kog bei Borgsum für die Actiengesellschaft, die ihn besitzt, verwaltet, ist eine classische Figur. Wäre ich ein Maler, ich würde Dir das sonnverbrannte, runzlige Antlitz zeigen, mit seinen lebhaften grauen Augen, die, stets umherkreisend, spähende Blicke nach allen Seiten werfen. Du solltest ihn in einem Gewand erblicken sonder Gleichen: in einem blauwollenen Hemde, offen über die breite, behaarte Brust, in einem Beinkleid von unnachahmlichem Schnitt, einem Beinkleid, welches unter den Armen beginnt und in gemessener Entfernung von den Knöcheln endigt, und von allen Dingen die größte Aehnlichkeit mit einem Sack und zwei kurzen Futteralen für die Beine hat. Jan benutzt es auch ebenso sehr als Sack wie als Beinkleid: die Taschen sind stets mit Korn gefüllt, womit er seine Enten füttert. Auf dem Kopfe trägt er eine Nachtmütze und an den Füßen ein paar ungeheure Holzschuhe. Dies ist sein Alltagscostume; wenn er Vögel fängt, ist er ganz anders gekleidet. Dann wirft er einen Sack über die Schulter, drückt einen Hut wie ein halbes Scheffelmaß auf den Kopf und hängt sich, damit die wilden Enten ihn nicht wittern, eine

Pfanne mit Torfkohlen um den Hals. — „O, die sind listig, sehr listig," sagte er und drohte mit der Hand, „aber ich prelle sie doch. Kommen Sie, ich werde Ihnen zeigen, wie ich es mache."

Der alte Jäger ergriff meine Hand und zog mich ins Gebüsch. Einige wenige Schritte führten uns an das Ufer eines Teiches, in welchem mehrere Enten umherschwammen und den Chor „rab rab" anstimmten, sobald sie den Kogmann erblickten. Jan griff in die Tasche und warf ihnen eine Handvoll Korn zu; darauf begann er seine Auseinandersetzung:

Ein Kog besteht aus einem ziemlich großen Teiche, von welchem in verschiedenen Richtungen Canäle ausgehen, die sich im Gebüsch im Sande verlaufen. Diese Canäle (Pfeifen) fangen am Teiche breit an und laufen allmälig, indem sie sich wie ein Horn krümmen, spitz zu. Wenn die Fangzeit entweder gegen Ende des August oder zu Anfang des September beginnt, wird ein Netz über die Pfeife, am Teiche in einer ziemlichen Höhe über der Wasserfläche, weiterhin jedoch immer niedriger, ausgespannt, dergestalt, daß es an dem äußersten Ende der Pfeife, das im Gebüsche liegt, fast die Erde berührt und um die Reuse schließt, die am Ende des Canals gestellt ist. An jeder Seite der Pfeife befinden sich mannshohe Strohgeflechte, ein Geflecht dem andern vorgeschoben, wie die Coulissen auf einer Bühne.

Die Fangkunst besteht in dem Anlocken der wilden Vögel, meist der Enten, an den Kog, und wenn sie dort sind, darin, daß sie in die Pfeife und hinauf in die Reuse gehen.

Zu diesem Zwecke werden jährlich von den eingefangenen Enten ein oder zweihundert ausgehoben und in die „Universität" eingesperrt — wie Jan die kleine Erdhütte nennt, die hierzu eingerichtet ist — und wenn sie etwas zahmer geworden, werden sie unter die zahmen Enten, und die völlig gezähmten wilden Enten in den Teich gelassen. Vom Herbst bis zum künftigen Frühjahr werden sie hier gefüttert. Unterdeß wachsen die Schwungfedern,

die wilde Natur erwacht aufs Neue, und wenn die Enten des Meeres nordwärts ziehen, verlassen die halbgezähmten Vögel ihre zahmen Freunde, schließen sich ihren wilden Gefährten an und ziehen mit diesen ab, ohne zu ahnen, daß sie gerade dadurch ihre Bestimmung erfüllen, und daß ihre Anwesenheit den Keim zum Tod und Verderben des ganzen Flugs legt. Jan Johannen reibt sich die Hände, wenn er sieht, wie der eine Deserteur nach dem andern ausreißt, allein er reibt sie noch einmal, wenn der Herbst erscheint und der Flüchtling, der auf seiner Reise gen Süden sich des alten Futterorts erinnert, wiederum in den Teich einfällt, sich scheu unter den alten Freunden umsieht, das Futter kostet, davonfliegt und wiederkommt — nicht allein, sondern begleitet von dem ganzen Flug, der sich nun, von der Anwesenheit der zahmen Enten angelockt, plötzlich in den Teich wirft. Jan Johannen ist sogleich bei der Hand. Den Sack um die Schulter, die Torfkohlenpfanne um den Hals und die Taschen voll Korn, steht er hinter der Coulisse und wirft das Futter am Eingange derjenigen Pfeife aus, welche gegen den Wind liegt. Wilde und zahme Enten stürzen sich auf das Futter. Er wirft jetzt eine Handvoll etwas weiter hinein: die wilden Enten eilen dem Futter nach, während die abgerichteten, die daran gewöhnt sind, das ihrige nur im Teiche selbst zu bekommen, zurückbleiben. Wie eine Katze eilt Jan von Coulisse zu Coulisse buscheinwärts, seine Lockspeise säend. Die wilden Enten folgen; sie sind bereits unter dem Netze, sie entgehen ihrem Geschicke nicht. Plötzlich wirft der Jäger den abgerichteten Enten, die am Eingange der Pfeife harren, eine Handvoll Korn zu und tritt ebenso schnell aus den Coulissen hervor, mitten zwischen die wilden Enten und den Teich. Erschreckt stürzen die armen Gefangenen vorwärts, das Netz umgiebt sie nach allen Seiten, der Kogmann schneidet ihnen den Rückzug ab; es scheint nur Ein Ausweg offen zu sein — aber derselbe führt in die Reuse und den Tod. Kaum sind die wilden Enten in der

Reuse, als Jan mit gewandter Hand dieselbe zuschnürt. Ein Griff um das Genick und eine kleine Bewegung des Handgelenks genügen, um das Leben des Vogels zu enden, und Jan hat eine Fertigkeit sonder Gleichen in diesem Griff und dieser Bewegung; zuweilen erblickt man ihn zwischen Haufen gemordeter Enten thronend, während die Hand in fieberhaftem Zittern bald in die Reuse hineinfährt, bald wieder heraus, und die Leichenhaufen mit jeder Secunde wachsen.

Unterdeß der Alte mit dem ganzen Eifer eines Jägers mir diese Schilderung gab, die er als Kogmann während einiger dreißig Jahre gewiß alljährlich oft hat wiederholen müssen, warf sich eine Krickente in den Teich. „Dat's leidi" (das ist merkwürdig), sagte Jan und richtete seinen Blick auf die Ente, und gleich darauf rief er mit funkelnden Augen: „Jetzt werden wir sie bald haben. Es ist eine meiner Lockenten; ich kenne sie, sie hat ein Kreuz am Schnabel." — Dies war gegen Ende des August, und in den ersten Tagen des September begann der Fang. Aber alsdann war der Kog geschlossen, und Jan nahm keine Visite an. Nur ein einzelner Begünstigter durfte ihn in seiner Hütte besuchen, und nur unter der Bedingung, daß er sich ganz ruhig verhalten und nicht einmal aus der Thür blicken wolle.

Die Vogelköge auf Föhr geben eine nicht unbedeutende Ausbeute, und es werden jährlich mehrere tausende gekochter Krickenten versendet.

---

4. Die Dünen.

An der Westküste ist nichts so schön wie das Meer.

Wie schön ist es am stillen Morgen, wenn die Strahlen der aufgehenden Sonne darüber hingleiten und durch das glatte, rollende Band hindurch glänzen, welches es scheinbar ruhig in lang hingeworfenen Zügen auf den Strand legt. Es ist klar wie fließendes Glas, und man wähnt, das Entstehen der Schaumperlen zu sehen, indem die Brandung sich höher über den niedrigen Sandgrund erhebt und erst einen Augenblick inne zu halten scheint, bevor sie die Welle losläßt, diese mit einem hohlen, tosenden Schlag an die Küste prallt und in Millionen weißer Perlen sich auflös't, die sich über den Sand wälzen, sieden und brausen und zwischen das Gestein hinabrollen, um von der nächsten Woge wieder in den mütterlichen Schoos des Meeres zurückgeführt zu werden. Ernst, doch nicht strenge tönt seine Stimme; es spricht vor sich hin, einem kräftigen Greise gleich, der auf verschwundene Zeiten zurückschaut — Gott weiß, welche Abenteuer von fernen zauberhaften Gestaden es den weißen Sanddünen und dem finstern moosigen Gestein erzählt.

Schön ist das Meer, wenn ein frischer Wind über die gegipfelten Wellen hinwegjagt, wenn das Segel schwillt, das Schiff wie im Tanze dahinfliegt und das Boot hüpfend in seinem Kielwasser folgt. Der Gedanke fliegt mit dem leichten Segler, und das Meer ist die Traumbrücke, über welche er dem in der Ferne winkenden Ziele entgegeneilt.

Allein am schönsten, glaub' ich, ist das Meer, wenn südwestliche Stürme die wachsende Fluth aus der Tiefe weit vor sich her wälzen, wenn die dunkle Woge sich emporrichtet, dem wilden Hengste gleich, der Schaum wirft vom Gebiß, daß ihn nicht mehr zu zügeln vermag. Weh' demjenigen, der seinen Rücken besteigt.

Schlag auf Schlag bricht die Welle sich gegen die Deiche; hoch spritzt der Schaum empor und fliegt weit hinein übers Land; er fällt wie ein salziger Thau, der sich in scharfen Krystallen an Blättern und Bäumen ansetzt und die jungen Knospen tödtet. Nicht um die welke Blumenknospe weint an einem solchen Tage des Menschen Auge bittre Thränen. — In der Luft rollt es wie fern anhaltender Donner, und inmitten des finstern Meeres braust die weiße Brandung über die Sandbänke empor. Unstet, einem geängstigten Vogel gleich, schaukelt das Schiff vor seinem Anker unterhalb der Küste, und hinter den Wellenbergen scheint es, als wollten die Inseln draußen in den Abgrund versinken.

Und schön ist das Meer beim Sonnenuntergang, wenn die Ebbe hinausläuft und die Gewässer sich Schritt vor Schritt von den grünen Inseln zurückziehen. In den weißen Sandgrund haben die Wellen ihre Spuren eingedrückt, ein breites gewässertes Band umschlingt die Küste, und das Meer, welches soeben zu meinen Füßen plätscherte, liegt jetzt in der Ferne. Die Halligen wachsen und tauchen empor, als wären sie große Inseln, und der Sonnenschein, der auf die Fensterscheiben fällt, läßt Einen glauben, es sei drüben Illumination! Welches Gewimmel hier im Sande. Auf der Landzunge dort liegen die Muscheln fuderweise und bilden fast eine kleine Gebirgskette. Die Auster von ihrer Bank losgerissen, öffnet ihre Schalen, als strecke sie sich auf dem Sande und gähne; aber kaum nähert man sich — husch, — schnellen die Schalen zusammen. Kleine Fische spielen in den von den Sonnenstrahlen gerötheten Lachen. Die Krabbe läuft seitwärts über den Sand; wie sie ihre Beine zu brauchen versteht. Der Schmarozerkrebs streckt den Kopf aus dem Schneckenhaus hervor, welches er sich erobert hat und zwackt die Krabbe ins Bein; so, nun schlagen sich die Beiden. Aber hütet euch, dort kommen die Möven, die möchten hier wohl fischen; im Trüben ist es gut fischen, meinen sie, noch besser vielleicht in der Ebbe. Das Schiff, wel-

ches kürzlich die Anker ausgeworfen, steht nun hoch auf dem Sande; die Kinder, die hinausgegangen sind, um Austern zu sammeln, begeben sich ganz unter den Bug und plaudern mit dem Schiffsjungen der auf dem Schiffsbord reitet. Aber was fällt der Schaluppe dort ein? Sie hat alle Segel beigesetzt und kommt nicht von der Stelle? — Aha! sie steht fest. Nun, Geduld! In einigen Stunden kehrt das Wasser wieder, dann kannst Du Deine Reise fortsetzen, dann verschwindet das Gewimmel und Gewühl hier im Sande, dann schrumpfen die Halligen zu kleinen kaum scheinbaren Holmen ein, und dann gilt es, die Beine unter die Arme zu nehmen, wenn man sich zu weit auf den Meeresgrund hinausgewagt hat; der Eine ruft alsdann dem Andern zu: „Die Fluth kommt! Die Fluth kommt!"

Und sie kommt in gewaltiger Majestät. Wie eine dunkelblaue Mauer hebt sie sich in der Ferne und rollt immer näher und näher. Vernimmst Du das hohle Dröhnen? Es ist ein ernster Warnungsruf. Des Meeres König nimmt wieder Besitz von dem Reich, aus welchem er auf kurze Zeit verdrängt war. Weh' dem, den er auf seinem Grund und Boden antrifft.

Zur Ebbezeit geht man über den eine halbe Meile breiten Sund, der die Insel Amr'am von der Südwestspitze der Insel Föhr trennt; allein dies ist eine Promenade, die für denjenigen, der den Weg nicht genau kennt und nicht mit den Verhältnissen vertraut ist, leicht Gefahr bringen kann. Ich sehnte mich, einen Besuch auf Amr'am abzustatten. Manchen Abend hatte ich die Sonne auf seinen weißen hohen Sanddünen wie auf dem ewigen Schnee der Bergesgipfel glühen sehen, und manchen Morgen streckten die zackigen Spitzen sich mit Silberglanz gegen den wolkenfreien Himmel. Die weißen Hügel draußen im Meere winkten mit der Poesie alles dessen, was uns noch fremd ist. — Jetzt waren sie sonnenbestrahlte Bergesgipfel, unter meinem Fuße sanken sie in nackte Sandhügel zusammen; doch auch diese blieben schön.

Ich betrat sie. Das Dampfschiff landete an der Südspitze der Insel zwischen einigen Austernfischern und Zollkreuzern, die hier ihren Ankerplatz hatten. Meinen Blicken boten sich die Dünen in wilder Majestät dar; ein Haus, von verkrüppeltem Gebüsch umgeben, war die einzige menschliche Wohnung in der Nähe. Sonst überall Sand und wieder Sand, nackt und locker, daß der Fuß hinabsinkt, und der Wind, selbst der sanfteste, Staubwolken auftreibt, die wirbelnd längs der Küste hintanzen. Aber aus diesem gebrechlichen Materiale hat die Natur das vollkommenste Abbild der stolzesten Berge herborgebracht: fortlaufende Bergrücken, gezackte Gipfel, hier eine Hochebene, dort ein jäher Abhang, ungeheure vereinzelte Kegel, hinabgestürzte Blöcke und wallende Hügel, Klüfte und weitausgedehnte Thäler, und auf dem Grund eines solchen erblickt man hier und da inmitten der Sandwüste einen grünen Platz, wo eine Wasserlache und ein wenig Erde zusammengekommen sind und einiges Schilf Wurzel geschlagen hat. Es erhebt sich stoz, wie Palmen en miniature, in der kleinen Oase über das kurze, gekräuselte Gras, welches von den rothen und veilchenblauen Blumen des wilden Thymian und irgend eines Exemplars verkrüppelten Haidekrautes bunt durchwebt ist. Auf den Dünen selbst wächst weiter nichts als Sandgras. Bald hängt es in vereinzelten Büscheln an den Abhängen, bald ist eine kleine Strecke damit bewachsen; allein es gewährt dem Auge keinen erfrischenden Anblick, die schmalen blaßgrünen Blätter reiben bei dem leisesten Lufthauch die scharfen Ränder mit melancholischem Gerassel gegen einander. Die Strandvögel umkreisen die Gipfel der Hügel; wilde Kaninchen springen über den Sand dahin, der sofort selbst die leichten Spuren verwischt, und das Meer rollt mit einförmigem Geplätscher am Fuße der Dünen.

Auf Amr'am behauptet der Sand ungefähr zwei Drittel der Insel; die Nord- und Südspitze, so wie die ganze Westküste ist

damit bedeckt, und, eine natürliche Wehr gegen die Wellen, zieht eine Dünenkette sich fast eine Meile weit bald höher, bald niedriger längs dieser Küste hin. Nur ein Theil der östlichen Küste ist bewohnt und spärlich bebaut.

Die Gesellschaft, die sich am Bord des Dampfschiffs befand, ging auf der Ostseite ans Land und begab sich über die schmale Südspitze, um die Westküste zu erreichen, wo die Hügel am höchsten, die Abhänge am jähesten sind. Es war ein unterhaltendes Schauspiel, Herren und Damen bei diesem Bergsteigen zu beobachten. Hier blieb Einer stecken, dort rollte ein Paar ganz vertraulich Arm in Arm einen gar zu lockern Sandabhang hinab; hier saß Einer und leerte seine sandgefüllten Stiefeln aus, und ich hoffe, daß die Dame, die im Schutz ihres grünen Regenschirms ihr Skizzenbuch aufgeschlagen, nicht vergißt, sein verdrießliches Gesicht zu verewigen. Vorwärts, den Abhang hinan! Es ist eine mühsame Arbeit. Aber gleitet man auch bei jedem zweiten Schritt zurück, und zwar mit von Sand gefüllten Stiefeln, es hat nichts zu sagen, die Mühe lohnt sich. Hier ist der Gipfel. Herrlich! herrlich! Zu meinen Füßen liegt die Nordsee, eine einzige unendliche glatte Woge. Der Horizont schließt sich erst in weiter Ferne, das Auge ermüdet, ihn zu erreichen, und die ganze ungeheure Fläche zeigt kein Schiff, keinen Gegenstand, auf welchem der Blick ruhen könnte.

Wenn man sich nordwärts wendet, schaut man über die Dünenkette hin, und hinter derselben erblickt man die klare See und die noch höheren Sandberge bei Hörnum auf Sylt. Gegen Süden weit im Meere kommt ein im Sonnenschein glitzender Schaumstreifen zum Vorschein, und inmitten desselben erhebt sich ein dunkler vereinzelter Gegenstand, einem Thurme ähnlich. Es ist die „Bake“ auf Seesand, ein Wahrzeichen einer der gefährlichsten Untiefen, ein Stein des Anstoßes vieler Schiffe. Im obersten Theile dieses Thurmes befindet sich eine kleine Räumlich-

keit, wohin die Schiffbrüchigen sich zuweilen retten können, und weil die Wuth der Wellen die Böte oft mehrere Tage davon abhält, den Schiffbrüchigen vom Lande aus zu Hilfe zu eilen, so befindet sich stets in dieser Räumlichkeit ein Vorrath von Brot und frischem Wasser.

Meine Reisegefährten zerstreuten sich. Einige kletterten die Abhänge hinan, um von denselben wieder hinabzurutschen, Andere spähten nach Kaninchenhöhlen, und Andere wiederum suchten emsig nach Steinen und Conchylien am Ufer, oder sie amüsirten sich, mit leichten flachen Steinen über die Wasserfläche hinzuwerfen, und ein schwärmerischer Probenreiter sammelte Haideblumen und halbverwelkte Grashalme, damit er ein Bouquet als Andenken an die Sanddünen auf das Comtoir in Hamburg bringe. Allein auf dem Dampfschiffe verliebte er sich in eine junge Dame und hätte ihr gern sein Bouquet geschenkt, wenn er — wie er sich ausdrückte — ein seidenes Band, es zusammenzubinden, gehabt hätte. Ja, du lieber Gott, er war Kaufmann selbst in seiner Verliebtheit und trug nur Sorge um die bestmögliche Ausstattung seiner leichten Waare.

Auch ich nahm ein Andenken an die Dünen mit.

Ganz in der Nähe des Meeres befindet sich ein vereinzelter stumpfer Kegel. Das Sandgras guckt aus seinen Seiten hervor, und die Kaninchen haben sich an seinem Fuße Höhlen gegraben. Dieser Hügel heißt die Ulfs- oder Olufsdüne. Mit welchem Rechte sie gerade diesen Namen trägt, ist eben nicht leicht zu sagen, denn die Dünen wechseln ihre Gestalt, so oft der Sturmwind ein Loch in die lose Sandkruste reißt, welche das noch lockrere Innere überdeckt. Berge werden abgetragen und wieder aufgebaut, Thäler ausgefüllt und aufgedeckt, und am Morgen nach einer stürmischen Nacht kennen die Bewohner von Amr'am kaum ihre Küste wieder. Von der Olufsdüne erzählte ein Amr'amer mir Folgendes:

Es mag wohl ein Jahrhundert her sein, daß ein Amr'amscher Matrose, Namens Oluf, in Gefangenschaft der Seeräuber gerieth. Von dem Augenblick an, wo sein Vater dies erfuhr, hatte er keinen andern Gedanken, als so viel zusammenzubringen, daß er damit den Sohn loskaufen könne. Der alte Fischer schnitzelte in Holz, flocht Taue aus Sandgras, aß sich kaum satt, und jeden mühsam ersparten Schilling verscharrte er am Fuße dieses Dünenhügels. Endlich hatte er so viel zusammengespart, daß er durch die Regierung die Loskaufung des Sohnes betreiben konnte. Er empfing die Nachricht, daß Oluf frei sei und bald in die Heimat zurückkehren würde. Einige Zeit darauf ankerte ein Schiff an der Insel, und der losgekaufte Gefangene wurde ans Land gesetzt. Die ganze Bevölkerung eilte an die Küste, um ihn zu sehen. Der alte Vater war außer sich vor Freude. Das Boot legte an, der Befreite stieg ans Land — es war nicht *sein* Oluf. Ein Anderer desselben Namens, gleichfalls ein Amr'amer, der einzige Oluf im Bagno, war gegen seine sauer erworbenen Schillinge freigegeben worden — von *seinem* Oluf erfuhr man nichts. Der Alte war vernichtet. An derselben Stelle, wo er oft gesessen und über seinen Schatz gebrütet, erblickte man ihn von jetzt an über seinen Kummer brüten. Unterdessen lebte der Sohn umgeben von orientalischem Luxus. Klug und listig von Natur, hatte er Gnade vor den Augen des Bey's zu finden gewußt, und der Sclave war zum General avancirt. Doch diese Herrlichkeit vermochte nicht, ihn zu fesseln. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der fernen Heimat, nach den nackten Sanddünen Amr'am's beschlich ihn, er flüchtete, und einige Jahre nach der Ankunft des unrechten Oluf ankerte wieder ein Schiff an der Küste und setzte einen Passagier ans Land. Der alte Fischer saß, wie immer, auf der Düne und starrte den Kommenden gleichgiltig an — hatte er doch Niemand mehr zu erwarten. Da erkennt er plötzlich die lieben Züge, und er, der männlich gegen den

Kummer angekämpft, unterlag seiner überströmenden Freude und sank leblos im Sande um, mit dem Ausruf: Oluf!

Seit jener Zeit heißt der Hügel die Olufsdüne.

Wenn man der Sage glauben darf, wurde der afrikanische General später Strandvogt auf Amr'am, und alte Leute wollen noch das Grab auf dem Friedhofe zu Neble gesehen haben; wo Oluf und sein Vater, im Leben getrennt, im Tode vereint ruhen. —

Die Amr'amer sind, wie alle Bewohner der Westküste, im Allgemeinen tüchtige Seeleute. Ihre Keckheit rettet manch Menschenleben, wenn auch nicht immer der edelste Beweggrund sie dazu anspornt, dem Sturme und den Wellen zu trotzen, um den Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Diese Inselbewohner ernähren sich größtentheils durch das Scheitern der Schiffe. Zwei Meilen westlich vor Amr'am befindet sich eine ganze Kette versteckter Untiefen, an welche die Schiffe oft anlaufen. Die Zeit ist nun zwar vorüber, wo man dort von der Kanzel betete, „das Stranden, wenn es geschehen solle, möge doch an diesen Küsten stattfinden", allein im Herzen mancher alten Seeratte tönt gewiß noch immer dieses Kirchengebet, und wenn der Sturm heult und die Brandung zischend braust, eilen die Bewohner in Menge auf eine Anhöhe mitten auf der Insel, auf welcher eine Art Schiffsmast errichtet ist, von welchem man eine weite Aussicht über das Meer hat. Von hier aus wird das Signal gegeben, wenn ein Schiff sich in Gefahr befindet, und sofort sind alle Hände zum Retten bereit.

Da das Stranden der Schiffe so weit vom Lande aus geschieht, ist es mit großer Gefahr verknüpft, den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu kommen. Es sollen die Amr'amer auch gerade nicht sehr bescheidene Forderungen für das Lootsen und Bergen machen, und früher soll es nicht selten geschehen sein, daß der unbarmherzige Lootse, dem es nicht gelang, von dem Schiffer die

Summe zu erpressen, die er sich wünschte, das Schiff sich selber überließ und ruhig des Unterganges desselben harrte, um sich dann mit Dem zu bereichern, was ihm das Meer von der Ladung brachte. Allein hat der amr'amsche Lootse einmal das Commando übernommen, dann rettet er auch, wenn Rettung möglich ist; er kennt das Fahrwasser genau und er verliert den Muth nicht in der Gefahr. „Gott steh' uns bei!" seufzte ein Schiffer in seiner Noth. — „Er kennt das Fahrwasser nicht besser, als ich," sagte halb beleidigt der alte Amr'amer, der das Ruder ergriffen hatte.

Südöstlich von Föhr liegt eine Gruppe von Inseln: Oeland, Langenäs, Abeland und mehrere — es sind die Halligen. Hallig heißt eine niedrige, uneingedeichte Marschinsel. Um die Fluthzeit erhebt eine solche sich nur sehr wenig über den Meeresspiegel; wenn die Sturmfluth kommt, spülen die Wellen über sie dahin, und Menschen und Thiere suchen ihre Rettung auf den Werfen, den Anhöhen, auf welchen die Häuser gebaut sind. Diese Werfen sind alsdann eben so viele kleine Inseln, die nicht allein vom festen Lande und von den Nachbarinseln, sondern auch von einander gegenseitig abgeschnitten sind; zwischen ihnen tobt das wüthende Meer, dessen schaumgekrönte Welle an die verrammelte Thüre klopft, oft tritt sie hinein und verbreitet Entsetzen und Zerstörung, während die unglücklichen Bewohner sich auf den Boden und das Dach flüchten und in ängstlich unruhiger Spannung das Fallen des Wassers abwarten. Damit die Häuser in einer solchen Lage eine um so sichrere Zuflucht darbieten können, sind sie auf den Halligen, wie an mehreren Orten auf Föhr und Amr'am, in einer eigenthümlichen Weise erbaut, die es möglich macht, daß selbst nach einem Hinwegspülen der Mauern doch noch das Dach, von starken Pfeilern getragen, stehen bleibt.

Die Production der Halligen beschränkt sich auf ein kurzes, feines Gras, welches eine nicht unbedeutende Menge von aromatisch-duftendem Heu abgiebt. Hierin besteht die ganze Ernte. Kein Baum, kein Gebüsch wächst auf diesen Inseln. Den größten Theil ihrer Lebensbedürfnisse müssen die Bewohner der Halligen vom festen Lande und von den Nachbarinseln beziehen, oft selbst das Trinkwasser für sich und das Vieh. Auf den Inseln ist kein Brunnen und kein anderes süßes Wasser, als das, welches sich in den Cisternen ansammelt. Diese sind ein Gegenstand der steten Sorgfalt der Bewohner. Sie werden so hoch wie möglich angelegt, damit die Sturmfluth kein Meereswasser in sie treibe, und der Halliger deckt seine Cisterne zu, bevor er seine Thüre den hereinbrechenden Wellen verschließt. Hat er auch Tage und Nächte in der größten Lebensgefahr inmitten des wüthenden Meeres zugebracht — Alles kann noch gut werden, wenn nur das Seewasser nicht in seine Cisterne eingedrungen ist, dem Vieh das Tränkwasser geraubt und dadurch ihm selbst die wichtigste Lebensquelle, die Milch, entzogen hat.

Nirgends wird der Regen willkommener geheißen, als hier. Bei eintretender Dürre muß das Wasser sowohl für Menschen wie für Vieh vom festen Lande und von Föhr herbeigeschafft werden, und da dies mit nicht geringen Kosten verknüpft ist, so sträuben sich die Bewohner so lange als möglich dagegen. Während eines Aufenthaltes des Königs Christian des Achten auf Föhr trat einmal nach einer langen Dürre stürmisches Wetter ein. Die See ging zu hoch, als daß man Böte nach Wasser hätte absenden können, und auf Oeland war die Verzweiflung groß. Die Cisternen waren leer, das Vieh leckte den salzigen Thau vom Grase ab und brüllte jämmerlich, die Kühe gaben keine Milch, und die Bewohner sahen der Hungersnoth und der Zerstörung ihrer geringen Habe entgegen. Da ankerte ein Schiff, mit Wasser geladen, an der Insel; der König sendete es. So

groß die Noth, so groß nun die Freude. In der Kirche auf Oeland hängt eine einfache Lithographie von Christian dem Achten; die Oeländer betrachten dieselbe mit einem Interesse, wie es vielleicht selten den größten Kunstwerken zu Theil wird, und wenn sie von dem verstorbenen König sprechen, heißen sie ihn immer den „guten König."

Wie wenig Anziehendes auch die Halligen für jeden Andern haben, den Bewohnern erscheinen sie als ein Paradies auf Erden. Ein genügsames und kräftiges Volk lebt auf diesen ärmlichen Inseln, sorglos wie der Italiener am Fuße seines Vulkans. Ringsum tobt das Meer, welches in einem Nu über seine Ufer treten und die Heimat des Halligers zerstören kann, wie es bereits die Heimat seiner Väter zertrümmerte. Unter den Wellen liegen hier, wie dort unter der Asche, die Reste von Land und Städten; der Sturm gräbt sie zuweilen aus und zeigt in flüchtigen Zwischenräumen die Ruinen tief im Sande des Meeres! Um die Hütte des Italieners aber rankt sich der Rebenstock mit schweren Trauben, eine üppige Natur lächelt ihn an, und seine müden Gebeine gehen zur Ruhe in der Väter Erde unter dem bunten Blumenteppich; über der Thüre des Halligers dagegen klappert höchstens eine Reihe getrockneter Fische, die er mühsam dem Meere entriß; sein Leben ist Kampf und sein Grab ein Erdhügel, den die Wellen hinwegspülen, um mit den weißen Knochen zu spielen. Der alte Friedhof auf Oeland ist halb zerstört, die Särge blicken aus der Erde hervor, und am Ufer tanzen die Todtengebeine im Takt zu der nimmer ruhenden Musik der Wellen. Ein alter Mann geht umher und sammelt die Gebeine und gräbt sie weiter vom Meere entfernt wieder ein, und als Ersatz für seine Mühe bekommt er die Ueberreste der halbvermoderten Särge, die er dazu verwendet, Fische zu räuchern.

III.

An der Schlei.

---

1. Die Föhrde.

Schleswig hat zwar Föhrden, die schöner sind, als die Schlei, aber keine, die einen classischeren Boden bespült. Ueber die Ruinen von Gammelborg schneidet die Ostsee zwischen Angel und Swansen und schlängelt sich in der Richtung von Nordost nach Südwest etwa fünf Meilen weit ins Land hinein, zwischen Hügel und Wald, Flur und Wiese, sodaß der Busen, seinem engen Laufe nach, mehr einem Flusse, der sich dann und wann zu einem großen Bassin ausdehnt, als einem Arm des Meeres ähnelt. Die Umgebungen halten die Illusion aufrecht. Kornfelder ziehen sich bis dicht an die Ufer, Viehheerden, denen es zu heiß auf den sonnebestrahlten Wiesen geworden, sind ins Wasser hinausgewatet und stehen dort und glotzen das Dampfschiff an, welches seine täglichen Fahrten zwischen Cappeln und Schleswig macht. Jeden Augenblick legt es bei, bald an einem Dorfe, bald an einem einsamen Hause, um Passagiere und Marktwaaren an Bord zu nehmen, oder um einen Brief abzugeben — es ist ein dampfender Wasseromnibus, der gemächlich seinen glatten Weg dahingleitet und nichts von Sturm und Wellenschlag weiß; denn sollte einmal das enge Fahrwasser ein wenig unruhig sein, bleibt das Schiff im Hafen.

Ist man eine kleine Strecke von dem schön gelegenen Cappeln zwischen den im Wasser stehenden Geflechten von Reisern fortgedampft, welche die sogenannten Heringswehre bilden, erblickt man auf einer niedrigen Insel einen Complex von rothen Ziegeldächern und Baumwipfeln von weißem Gemäuer und grünen Fensterläden, bedeckt mit Netzen, die dort zum Trocknen aufgehängt sind. Es ist Arnis, ein freundlicher kleiner Flecken, die Heimat der Käse- und Obstschiffer, die die Canäle Kopenhagens beleben, eine bescheidene Nachbarin des aristokratischen Karlsborg, dessen Thurm sich auf der Küste von Swansen erhebt, und der Ort, wo die armen Heringe, die sich in den schleswigschen Meerbusen hinein verirren, in die wohlbekannten „Böklinge" umgewandelt werden. Bei Arnis hatte der dänische König Erich, mit dem Beinamen der Pommer, während seiner bekannten, aber wenig ruhmvollen Feldzüge gegen die schleswig'schen Herzöge einige Festungswerke aufgeworfen, und auf der entgegengesetzten Küste lag die befestigte Burg Swennsberg; allein der König ließ diese wie alle anderen festen Plätze, womit er die Küste der Schlei umgeben hatte, im Stich, und vergeblich sucht man nach den Ueberresten der einst so mächtigen Erdwälle.

Längs dem Meerbusen an der Küste von Swansen erheben sich eine Reihe schöner Herrensitze. Keiner von diesen ist berühmter, als die einst mächtige Burg Stubbe, fast ein Jahrhundert die Residenz der schleswig'schen Bischöfe, nachdem sie Schloß Gottorp den Herzögen abgetreten hatten. Vom Wasser aus erblickt man die alten rothen Mauern und schenkt ihnen nur einen flüchtigen Blick — es ist gar lange her, daß sie die Coulissen der Scene bildeten, auf welcher mächtige Prälaten und stolze Ritter ihre prächtigen Schauspiele entfalteten. Weiter hinab liegen die Güter Eschelsmark und Ornum. Der Busen schneidet hier mit einer kleinen Bucht ins Land hinein. Eine Stelle an der Küste nennen die Fischer noch heutigen Tages „zum finstern Stern." Ich weiß

nicht, ob ein finsterer Stern über dem Fischfang hier ruht; allein wenn man der Sage glauben darf, stand vor Jahrhunderten auf den Hügeln zwischen der Küste und dem Dorfe Bonert eine Capelle, der wunderthätigen Madonna zum „finstern Stern" geweiht. Zur Zeit der Reformation wurde die Capelle abgebrochen und das Mauerwerk beim Aufbau der Riseby-Kirche verwendet; der Pflug geht jetzt über den einst geweihten Boden hin, und nur die Wellen bewahren das Andenken an die längst verschwundenen Zeiten, sie treten alljährlich immer mehr und mehr zurück und überlassen das Thal zwischen den Hügeln dem sich immer weiter ausdehnenden Wiesenlande. Der Hellespont hat seine Hero und seinen Leander; die Schlei hat — ja, ich weiß ihn nicht zu nennen, den treuen Liebenden, dessen Tod vielleicht Veranlassung zu dem wunderlichen Namen der Capelle geworden, von welchem die Wellen noch reden. Durch die sommerwarmen Wogen brach Leander sich Bahn zu seiner Hero; über die spiegelglatte Eisdecke flog ein liebender Jüngling, getragen von den blanken Eisen, von der Küste Angeln's nach dem gegenüberliegenden Swansen. Die Lampe, die vor dem Heiligenbilde der Madonna flammte, war sein Leitstern, und wenn die schneeschwangeren Wolken alle Sterne des Himmels ausgelöscht hatten, funkelte diese in ihrem röthlichen Scheine freundlich durch die Finsterniß und zeigte ihm den Weg zu der Geliebten, die im Thale hinter der Capelle wohnte. Doch eine Nacht brauste der Sturm mächtig über die Haide, löschte die heilige Lampe aus und peitschte dem vorwärts kämpfenden Jüngling das Schneegestöber entgegen. Er verfehlte den Weg und fand den Tod an einer Stelle, wo der Auslauf einer süßen Quelle das Eis zerbrechlicher gemacht hatte. Madonna vermochte es nicht, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Bei Midsunde treten von beiden Seiten die hügeligen Küsten einander entgegen, und es scheint, als wollte der Meerbusen sich schließen. Die Schlei ist hier nur einige hundert Ellen breit

und heißt deshalb auch nun Maglands-Canal; sie windet sich zwischen den Hügeln hindurch, die gegen Süden die Ueberreste der Verschanzungen von 1850 und gegen Norden die Ruinen der Burg Knud Laward's tragen. Gegenwart und Vorzeit reichen einander die Hand über das schmale Gewässer. Jedes Fleckchen hier hat seine Geschichte; überall mahnt es an Kampf und Streit. Die Gegend um Schleswig war seit undenklichen Zeiten die Arena Dänemarks. Hier erhob sich der eine religiöse Glaube gegen den andern, Herrscher gegen Herrscher, Vasall gegen Lehnsherrn; hier wurden Kämpfe im Innern, Kämpfe gegen das Ausland gekämpft. Allein das Land schaute deshalb nicht wie ein Leichenfeld drein — im Gegentheil! Die Menschen vermögen es wohl, in ihren Kämpfen sich selbst und ihre eigenen Werke zu zerstören, aber der Wald knospet und die Erde grünt um die Ruinen der mächtigen Burg und über dem Staube der Geschlechter gewaltiger Streiter. Indem die Ufer wieder zurücktreten, erblickt man eine der schönsten Partien an der Schlei. Der Meerbusen erweitert sich und bildet scheinbar einen Landsee; aus dem engen Canal steuern wir in den „großen Breiting" hinaus. Louisenlund blickt aus dem Walde hervor, die Ziegeleien bei Wedel spiegeln sich im Wasser und gegen Süden jenseit der flachen Wiese tritt das Dorf Holm hervor. Von diesem Punkte aus dehnte sich der jetzt verschwundene „Oldenwall" bis nach dem Meerbusen von Eckernförde aus, die Landschaft Swansen gleichsam verschließend. Aber der Wall ist längst versunken, der sächsische Stamm ist bis an die Schlei hinaufgedrungen, und hat seine Rauchfänge an ihren Ufern gebaut und seine plattdeutsche Sprache zur Landessprache gemacht. An der nördlichen Seite zwischen den Dörfern Geel und Brodersby ist ein weites Wiesenland, „Syllermoor" genannt, und auf diesem, dem herzoglichen Lustschloß gegenüber, liegt ein kleines Haus, welches das „Erichshaus" genannt wird. Wenn der Sturmwind zwi-

schen den Hügeln hinabbraust und den Nebel über Syllermoor dahinfegt, erklingt die Luft von wildem Halloh, und ein Heer von nebelhaften Gestalten jagt an dem nächtlichen Wanderer vorüber. An der Spitze reitet der König Abel auf seinem Rappen, der schnaubend dahin sprengt, gefolgt von drei Hunden mit glühenden Zungen und funkelnden Augen. Mit wildem Halloh, ohne Rast und Ruh geht es über die dampfende Wiese, auf welcher die Wellen einst die Leiche seines ermordeten Bruders Erich Pflugpfennig aufspülten.

Eingerahmt vom niedrigen Ufer, hier und dort ein kleiner Wald, ein Dorf mit seinen Obstgärten, ein Herrensitz mit rothen Ziegeln gedeckt, eine Ziegelei, neben welcher an der verfallenen Brücke eine Yacht damit beschäftigt ist, ihre Ladung einzunehmen, schlängelt die Schlei sich dahin. Flache Böte ohne Kiel, angefüllt mit Fischernetzen, eine vereinzelte kleine Schuite, die langsam von der Stadt Schleswig herabtreibt, während der Schiffer die Betten seiner Koje sonnt, der Schiffsjunge auf dem Bugspriet baumelt und nach Fischen angelt, dies sind die Fahrzeuge, die an uns vorübergleiten. Einst aber war die Schlei der Handelsweg, welcher Britannien mit Garderige (Rußland) verband, der Schauplatz hartnäckiger Seetreffen, und manchmal selbst in weit späteren Zeiten noch ein Zeuge blutiger Zusammenstöße der Bewohner ihrer eigenen Küsten. Swenn Grathe, der die fremden Schiffe ausplünderte und dadurch den Verfall des Handels herbeiführte, verlieh der Stadt zum Ersatz dafür ihre städtischen Gerechtsame und sicherte den Einwohnern bedeutende Vorrechte. Unter andern bestimmte er: „die schleswiger Fischer dürfen frei und unbehindert überall in der Schlei fischen und ihre Netze auf dem Lande trocknen, soweit ein Ruder vom Schiffe aus geworfen werden kann.“ Dies hat bis auf den heutigen Tag Veranlassung zu immerwährenden Reibungen zwischen den Fischern der Stadt Schleswig gegeben, welche den sogenannten Holm bewohnen, und den Fischern, die sich längs dem Meerbusen nieder-

gelassen haben. Allein was früher schwielige Fäuste und blanke Waffen in Bewegung setzte und nicht selten Blutvergießen herbeiführte, das beschäftigt jetzt nur die Federn der Advocaten und läßt die Dinte in Strömen fließen, Acten auf Acten sich anhäufen, und der Streit wird auf dem grünen Wahlplatz des Gerichtstisches fortgesponnen. Unterdeß sehen die Fischer einander immer scheel an. „Das sind die rechten Seeleute; ihre Nase ist noch nie außerhalb Schleimünde gewesen und sie dienen weder Gott noch König," sagten unsere Matrosen aus Cappeln, indem ein Boot mit Holm-Fischern an uns vorüberruderte. Nun — daß diese Fischer des Kriegsseedienstes überhoben sind, dürfte ein Grund mehr des Neides sein.

Wenn man an den Waldpartien bei Vinning vorüber und durch den schmalen Sund bei Stekswig passirt ist, erweitert sich die Schlei wieder und, eine länglichrunde Bucht, bespült sie die Gärten der Stadt Schleswig. Ein schönes Panorama entfaltet sich. An der niedrigen Küste und auf dem Abhang der Hügel dehnt sich die fast eine Meile lange Stadt in einem Halbkreis um den innern Theil des Meerbusens. Inmitten desselben liegt die kleine Insel Mewenberg, umkreist von unzähligen Möven. Sie schwärmen, den Mücken gleich, in der Abenddämmerung, und die See blinkt bald hier, bald dort, indem der geflügelte Fischer hinabtaucht in seinem Fluge, um die ausersehene Beute zu erfassen. Sonst ruht Stille auf der Landschaft. Kein Lärm ist von der Stadt her zu vernehmen, nirgends ist ein Zeichen des emsigen Verkehrs zu erspähen; einige kleine Fahrzeuge liegen am Hafendamme, ein Fischer spannt seine Netze zum Trocknen aus — — Schleswig ist die Stadt der Erinnerungen, die Ruine einer großen Stadt und eine schöne Ruine. Dort im Hintergrunde am Ende des Meerbusens liegt das Schloß Gottorp, seine weißen Mauern contrastiren mit dem frischen Grün des „Thiergartens"; ein thurmloser Coloß steht der Dom inmitten der Altstadt auf der Nordseite des

Meerbusens, und auf den Hügeln über diesem erhebt sich die Michaeliskirche, früher eine alte Citadelle, hoch empor, als sei sie auf dem First der niedriger liegenden Häuser erbaut. Auf der Südseite liegt Friedrichsberg und dort — wo das Haff einschneidet und sich am Dannewirke vorüberzieht, bis an König Sigurd's Grabhügel — liegt Hadeby mit seiner altersgrauen granitnen Kirche, freundlich lächelnd am Fuße der waldbekränzten Anhöhe; aber es ist gleichsam ein Bühnengemälde; wenn man nahe heran tritt, ist die Kirche elend, sie sieht aus, als hätte sie sich selber überlebt, wie sie die Sage überlebt hat, die sich lange Zeit an sie knüpfte. Die fleißigen Alterthumsforscher haben zwar ergründet, daß nicht hier, sondern in Schleswig oder Hadeby an der Nordseite die erste Christenkirche von Ansgarius gegründet ward, — gleichviel, Hadeby hat den Namen gerettet, und es hat deshalb in all seiner Demuth dasselbe Recht auf den Ruhm, wie die meisten hohen Geschlechter. Und wie viele stolze Gebäude hat diese bescheidene Kirche nicht überlebt? Von den vierzehn Kirchen und Klöstern Schleswigs blieb nur der Dom, der wahrscheinlich im neunten Jahrhundert erbaut wurde, von seinen königlichen Palästen und Burgen nur Gottorp übrig. Kaum zu spüren sind die Ueberreste von Görgensburg auf dem Mewenberg, oder von Bluso's-Burg auf der Landzunge den Bäumen gegenüber; das Schloß Abel's, welches in der Nähe des Thurmes stand und später von Abel selbst nach dem Mord des Königs Erich einem Mönchsorden geschenkt und in ein Kloster umgewandelt wurde, ist der Erde gleich gemacht; die „Freiheit“, früher die Stätte der ältesten Königsburg, trägt noch immer ihren Namen dieser längst verschwundenen Burg zum Trotze; und der Wald hinter Hadeby grünt herrlich über der von dem Kaiser Heinrich dem Finkler den Markgrafen des eroberten Theils von Südschleswig erbauten, bald versunkenen Burg.

---

2. Schloß Gottorp.

Emsige Hände sind rings um das alte Schloß beschäftigt. Hacke, Spaten, Axt und Hammer klingen vom Morgen bis Abend; Bauten werden der Erde gleich gemacht, andere erheben sich, und die Wälle, die den Steinwürfen und Kanonenkugeln Trotz geboten, verschwinden immer mehr und versinken in die schilfbewachsenen Gräben. Aber unter dem grünen Rasen, unter den blühenden Gärten tief in der Erde trotzen mächtige Gewölbe der Kraft der Arbeiter; nur langsam, nur schwer lösen die Steine sich von einander, und wenn die Mauern endlich nachgeben, wenn die Arbeiter jubeln und ungeheure Massen einstürzen, dann seufzt es in der Tiefe, und dumpfes Dröhnen rollt unter der Erde hin. Wiederum erheben sich eine Reihe Gewölbe, noch tiefer, als die ersten; wiederum müssen die Arbeiter die erschlafften Muskeln anspannen, um Das zu vernichten, was die Vorfahren für die Ewigkeit zu bauen wähnten und an welchem der Zahn der Zeit Jahrhunderte hindurch vergeblich nagte. Welches Werk sind nicht diese Mauern! Stein ist mit Stein verwachsen; die Feuchtigkeit, welche durch die Decke sickert, bildet Guirlanden von Tropfstein, die zum ersten Male von dem hereinbrechenden Tageslicht beschienen werden. Die altersschwere Luft begegnet dem frischen Sommerwind, und die Kröte kriecht träge auf ihrem Schutthaufen umher, erstaunt, in ihrer noch nie unterbrochenen Ruhe gestört zu werden. Wozu haben diese tiefen, feuchten Höhlen gedient? Sind sie Gefängnisse gewesen? Wessen sind die Gebeine, welche der Arbeiter gedankenlos mit großen Knochen und krummen Eberzähnen zu einem Haufen zusammenwirft? Für wenige Schillinge verkauft er vielleicht die Ueberreste des stolzesten Ritters, der hier den Hungerstod erlitt, während der Herrscher dort oben in lucullischen Mahlzeiten schwelgte, — und der Bauer streut seinen Patentdünger mit

gleicher Miene aus, möge er von Menschengebeinen oder Thierknochen gemahlen sein. — — Die Mittagsglocke läutet. Die Arbeit wird eingestellt, und kleine trauliche Familienscenen werden zwischen den eingestürzten Gewölben und Schutthaufen, oder im Schatten vereinzelten von der Axt noch verschonten Gebüsches aufgeführt. Die Frauen bringen ihren Männern das Mittagsmahl, die Kinder statten dem Vater einen Besuch ab. Dort ist die ganze Familie um den thönernen Krug versammelt und läßt sich das Essen schmecken; hier sitzt eine andere Gruppe: der Teller ruht auf dem Knie des Mannes und er läßt der Suppe Gerechtigkeit widerfahren, die Frau sieht ihm zu und betastet dann und wann die Kaffeekanne, die sie auf dem Schoose hält, ob sie auch warm bleibt unter der Schürze. Die Kinder springen umher und spielen mit den Geräthschaften des Vaters; ihnen ist es eine Freude, die schwere Hacke zu schwingen, aber an dem glühenden Antlitz und den durchnäßten Hemdärmeln des Vaters sieht man es wohl, daß es ihm keine leichte Arbeit ist, sich und den Seinen das Brot zu erwerben. Dort etwas abseits in einer Vertiefung des Walles sitzt ein greiser Mann, ein ärmlich gekleidetes Mädchen liegt neben ihm und hält ihm ein blaucarrirtes Tuch hin, in welchem einige Schnitte grobes Brot sich befinden. Es ist eine dürftige Mahlzeit, allein sie verschwindet schnell, und nur ganz kleine Stücke bleiben für den Hund übrig, der vor ihnen sitzt und zuschaut. Weshalb sie wohl diesen entfernten Platz gewählt haben? Ist denn die Armuth eine Schande, daß selbst unter den Armen der Aermere sich scheut, die Andern einen Blick in seine Lage werfen zu lassen? — — Aufs Neue klingt der Spaten, der Boden dröhnt unter dem herabstürzenden Gemäuer, und die Axt pfeift, indem sie die Balken zu den neuen Gebäuden behaut, die sich auf der Stätte der alten erheben sollen. Drüben an der Kalkgrube steigt ein dichter Dampf empor, es siedet und spritzt, wenn die Maurer den Kalk umrühren, der gelöscht wird. Hier werden eine Reihe

Schubkarren eine bretterbelegte Bahn entlang gefahren, dort werden Mauersteine aufgeschichtet, hier wird ab-, dort aufgeladen, überall ist Leben, überall Thätigkeit — stumm blickt das unbewohnte Schloß auf die emsigen Menschen herab, die vom Morgen bis zum Abend um dasselbe herum ihr Wesen treiben. Allein wenn die Sonne sinkt, wenn die Abendröthe über dem Wasserspiegel zwischen dem Schilfrohr im Burggraben dahin gleitet und der Buchenwald des „Thiergartens“ sich gegen den umwölkten Himmel in dunklen Umrissen abschattet, dann verliert sich der Lärm, dann tritt Stille ein, und man vernimmt nur die regelmäßigen Tritte der Schildwache, die auf und ab an der Brücke zur Schloßinsel schreitet.

Mit der eintretenden Dunkelheit ist die Scene plötzlich verändert. Der volle Mond hängt an dem blauen sternenhellen Septemberhimmel und verleiht der Gegend jenen traumhaften Schein, welcher den herbstlichen Nächten des Norden eigen ist. Der Nebel zieht über See und Wiese, Land und Wasser verschmelzen gleich Traum und Wirklichkeit in der Phantasie des Schlummernden, und die Springquelle, die vorher von dem Lärm übertäubt wurde, spricht jetzt laut in der nächtlichen Stille, und plätschert in dem Granitbassin des kleinen Schloßhofs. Drinnen ist es finster und schaurig. In unbestimmten Umrissen treten die Thürme und Ausbauten aus dem Gemäuer heraus, und nur in dem Winkel zur Rechten fällt der Mondschein schräg auf das Dach, beleuchtet die langen weißen Schornsteine und die spitzen Giebel des nördlichen Flügels und gleitet über die Säulen und das durchbrochene Gitterwerk des Söllers hinab, dessen Schattenbild er auf der weißbestrahlten Mauer hinter demselben wiedergiebt. Aber draußen wirft der Vollmond sein klares Licht über die mächtige neue Façade gegen Süden; die Fensterscheiben funkeln, als sei drinnen in den hohen Sälen ein Fest, und dieser Theil des Schlosses tritt in scharfen Umrissen hervor, während

der alte Theil im Schatten verhüllt liegt, und hier und da nur einen Strebepfeiler weiß und gespensterhaft hervorspringen läßt, damit die Finsterniß sich doppelt schaurig in den Winkeln dahinter lagert.

Und es plätschert immer fort im Bassin. Es ist, als hätten die Wellen sich tausend Dinge in der stillen Mitternacht zu erzählen. Sie wissen, daß nur die steinernen Löwen mit den Wappenschildern in ihren Klauen und vielleicht ein einsamer Wanderer, der sich auf dem Rückwege nach der Heimat verspätet hat und nun auf dem umherliegenden Bauholz sitzt und in die schöne Nacht hinausschaut, ihrer Rede lauschen.

„Finster, schaurig ist es hier in dem engen Hofraum!" sagen die Wellen. „Wie ganz anders war es hier nicht in frühern Zeiten! Damals sprangen wir über das grüne Gefild hinweg, der Mond warf seine Strahlen hier hinab und verträumte die Nacht an unserm Busen. Die Fischerhütten und fremde Handelsschiffe spiegelten sich in der Bucht — wie schön war es auf unserer kleinen Insel, der Friede wohnte unter den niedrigen Dächern und man nannte den Ort: Gottes Dorf."

Alte Träume! Die Fischerhütten sind schon seit sieben Jahrhunderten verschwunden und auf den Ruinen des Dorfes erbauten die Bischöfe ihre feste Burg, nachdem der kriegerische Statthalter Waldemar der Erste ihre altersgraue Residenz zerstört hatte.*) Psalmensang und Schwerterklang wechselten mit einander ab, und hundert Jahre hindurch herrschte hier der mächtige Krummstab, bis er endlich dem goldnen Scepter der Herzöge wich.

„Wie finster, wie traurig ist's hier!" klagen die Wellen. „Wir haben andere Zeiten gekannt — des Mondes Strahlen

*) „Alt-Gottorp" bei dem jetzigen Falkenberg, eine halbe Meile von der Stadt Schleswig entfernt und von dem Sohn des Klaus Rasi im Jahre 1161 zerstört. Das neue Gottorp wurde vom Bischof Occo gegründet.

reichten nicht hinunter in den mit Thürmen umkränzten Schloßhof, aber der Glanz Tausender von Kerzen spiegelte sich in unseren Gewässern, Flöten und Geigen tönten herab von den hohen Hallen, wo der Ritter dahinschritt im Tanze mit der schönen Jungfrau. Allein wir wissen es wohl, es gab auch solche, die lieber unserm Plätschern, als dem Klang der Geigen lauschten, und aus dem Glanz und Schimmer der hohen Säle suchten die Liebenden den Schatten unserer moosbedeckten Ufer auf. — Hier unten ist es finster, und dort oben ist es finster: der Ritter und die Jungfrau schlafen tief unter dem Rasen, Thürme sind versunken und Thürme haben sich wieder erhoben, die Größe der Welt hat sich in der Zeit gespiegelt, wie die Kerzenflamme in unseren Gewässern. Wer denkt jetzt an die Königin mit den drei Kronen und an ihn, den Mächtigen, vor dem der ganze Norden zitterte? Aber wir — wir haben sie gesehen."

Die Wellen plätschern und plaudern. Bilder längst verschwundener Tage ziehen wieder an ihrem Spiegel vorüber — und es sind nicht nur Erinnerungen an Glanz und Pracht, an Flötentöne und an das süße heimliche Plaudern der Liebenden —

„Weißt Du," seufzt es in der Quelle — „weißt Du noch die Tage, wo Angst und Furcht hinter diesen Mauern herrschten? Ballisten und Feldschlangen hatten an den starken Mauern genagt, und auf Hattersburg lag König Erich mit hunderttausend Mann." — — Jetzt schleift der Spaten die Wälle Gottorp's, aber auf dem Hügel dort ostwärts hinter der Stadt sind noch die Ueberreste der Schanzen, die König Erich der Pommer unverrichteter Sache und schmachvoll verließ.

„Und hier hauste die Angst und die Furcht — das Feuer ras'te in der finstern Nacht, der Thurm stürzte krachend in den Burggraben, und der Herzog und seine junge Braut mußten von den Freuden der Brautkammer flüchten. Kurz war die Lust

dieser Nacht und entsetzlich war das Hochzeitsfeuer*) — Weißt Du, weißt Du — — —

Aber ein Phönix erhob das Schloß sich aus seiner Asche. Schöner denn jemals stand es wieder da, umgeben von mächtigen Wällen; gegen Norden und Süden dehnten sich anmuthige Gärten mit plätschernden Fontainen und schattigen Alleen, mit Statuen und Kunstwerken aus. Die prächtigen Hallen schmückten Werke des weichen Pinsels eines Jurian Owen und Gedenksteine der Gelahrsamkeit eines Adam Olearius; und selbst fremde Herrscher und Gesandte ferner Länder staunten über die Pracht und den Reichthum der schleswig'schen Herzöge.

Im Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde der südliche Flügel zum Theil auf die Ruinen seines ältern Vorgängers hingestellt, und das, was von dem alten Schloß noch übrig blieb, wurde von den neuen imponirenden Bauten überstrahlt, obgleich diese mehr durch ihre Masse, als durch ihre Schönheit den Blick des Beschauers fesseln. Hier nahm König Friedrich der Vierte die Huldigung der Stände entgegen, und der letzte Rest einer schleswig'schen Herzogskrone verschmolz mit der dänischen Königskrone; kein Herrscher wohnte seitdem auf Gottorp, aber, ein Schatten früheren Glanzes, bewegte sich dort der Hof eines Vicekönigs und dessen Intriguen und Interessen.

Die Quelle rieselt und der Wind seufzt in den langen Corridoren. Der eingeschlossene Burghof liegt tief im Schatten — möchte ein ewiger Schatten die Scenen bedecken, deren Zeuge er gewesen! Die Thüren des dunklen, gemauerten Ganges sind fast verdeckt von alten Archivschränken und allerhand Gerümpel; die festlichen Säle über demselben stehen öde und verlassen. — Hier ward die Mine gelegt, die damals sprang, als die Kanonen von Gottorp's Bastionen herabdonnerten, als das Land ringsum von

*) Der Brand Gottorp's im December 1564, am Tage der Vermählung des Herzogs Adolph.

Kampfgeschrei und Schlachtgetümmel und die fürstlichen Säle von den Todesseufzern verwundeter Krieger widerhallten. Jetzt herrscht hier Stille. Der Mond steht tief am Horizonte, die Nebel ziehen niedrig über der Wiese hin, todt und leblos liegt das Schloß, als seien seine mächtigen Massen nur das Fundament der Danebrogsfahne, die vom Thurme ihre Falten in die Nachtluft hinausrollt. — —

Wenn der Septembermond wieder am Himmel aufsteigt und seine Strahlen über das Dach mit den hohen weißen Schornsteinen und auf den Söller im Winkel des östlichen Thurms wirft, dann wird die Quelle dem verspäteten Wanderer andere Geschichten zu erzählen haben. Es wird dann nicht von Liebespaaren und festlichen Aufzügen die Rede sein. — — Dann plaudern die Frauen der Unterofficiere, wenn sie am Springbrunnen Wasser schöpfen, fleißige Hausmütter breiten ihre Wäsche zum Trocknen über das Gitterwerk des Söllers aus, statt der bunten Vorhänge flattern hellblaue Soldatenhosen aus den Fenstern; das Horn führt sein ohrenzerreißendes Concert auf und — ja, Aufzüge giebt es die Menge, allein sie gehen alle nach der Melodie: „Rechts und links und rechts und links! Eins, zwei! Eins, zwei! Daß Du die Beine hebst, Du Schafskopf!“ — Ehedem ein fürstliches Schloß, bald eine Caserne — sic transit gloria mundi!

---

3. Ein Bauernhof.

Ein strohgedecktes Haus mit vier Wänden und ausgestrichenem Pfahlwerk nimmt sich in der Wirklichkeit ganz gut aus, ist aber ein dürftiger Gegenstand für eine Zeichnung durch Feder und Dinte. Und doch habe ich ein solches Haus gewählt. Die Bauart ist ein lautsprechender Zug in der Physiognomie eines Landes, und

wenn ein bestimmter Gedanke sich in der Bauart ausprägt, scheint es mir, daß sie gerade in unserer Zeit, wo das Eigenthümliche immer mehr und mehr verwischt wird, und einer faden Modernisirung weichen muß, ein doppeltes Interesse in Anspruch nimmt.

Die Schlei bildet die Grenze einer eigenthümlichen Bauart, welche sowohl in Holstein als an der Niederelbe, und in der Wesergegend unter dem Namen der niedersächsischen bekannt ist.

Ein bekannter Tourist behauptet allerdings, daß diese Bauart sowohl in Angeln wie in Nordschleswig zu finden sei, ja daß man sie bis weit hinauf in Jütland verfolgen könne; allein wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß der Uebergang in dem angelnschen Hause deutlich zu spüren ist, so dürfte diese Behauptung doch zu dreist erscheinen, und um dem Touristen Recht zu geben, müßte man für Aehnlichkeiten ein Auge haben wie eine Hebamme.

Das sächsische Haus, wie es in seiner Modification im südlichen Schleswig erscheint, ist ein langes breites Gebäude mit ziemlich hohen Mauern und einem großen hochauflaufenden Strohdach. Es ist von Fachwerk und mit Gebälk ist nicht gekargt. Die Balken kreuzen sich und bilden unzählige kleine Vierecke, und im Giebel, welcher nach der Straße zu steht und dessen Mauer bedeutend höher als die der Seitenmauern ist, trifft man nicht selten Verzierungen von Schnitzwerk, zuweilen auch Inschriften an. Das Holzwerk ist schwarz angestrichen und bildet dadurch einen scharfen Gegensatz zu den gelben und rothen Mauersteinen, die oft in bestimmte Figuren gestellt sind und selten eine andere als ihre natürliche Farbe tragen. Auf dem Dachfirst über dem Giebel kreuzen sich zwei Bretter, in der Form von Pferdeköpfen ausgeschnitzt. — Das ist nur so zum Putz, sagt der Bauer, aber ohne Zweifel hat es doch einen tiefern Sinn, denn diese Abbildung des Pferdes wiederholt sich auch anderswo, und namentlich sind die Ofenplatten oft damit geschmückt.

Mögen sie nun einen Sinn haben, welchen sie wollen, die Pferdeköpfe, roth, grün, oder blau, wie es gerade dem Eigener am besten gefällt, sind einmal an dem First angebracht, und hinter ihnen thront der Storch in seinem Neste, und er wird auf einem südschleswig'schen Hause eben so selten vermißt, wie die Pferdeköpfe. Im Giebel nach der Straße hinaus und an den Seitenmauern trifft man in der Regel keine Fenster an, sondern nur Luken; im Giebel nach dem Garten dagegen befindet sich eine ganze Reihe von vier oder sechs Fenstern, je nach der Breite des Hauses.

Ursprünglich besteht ein Bauerngehöft aus einer einzigen solchen Länge, aber allmälig haben vereinzelte Schuppen und Hütten sich um dasselbe gruppirt, ohne daß doch irgend ein Anbau an das eigentliche Haus stattfindet. Diese Schuppen dienen oft nur als Schutz für Wagen und Ackergeräthschaften, als Stall für Torf und Schweine, und nur auf größern Gehöften findet man zugleich eine besondere Scheune, „de Schün".

Die Einfahrt geschieht durch das hohe, breite Thor, dessen Flügel den ganzen Sommer über stets geöffnet sind, und dasselbe ist groß genug, um ein Fuder Getreide direct in die — Wohnstube hinein zu lassen. Wenn man über die Schwelle (de Drüssel) tritt, befindet man sich nämlich sogleich in der Wohnstube. Zwar hausen die Pferde zur Rechten, und von der linken Seite her stecken die Kühe die krause Stirne aus den Ständen und glotzen wiederkäuend vor sich hin; auf dem Lehmboden zwischen ihnen tanzt der Dreschflegel, und Staub und Rauch bilden lange Streifen im Sonnenlichte, welches durch das Thor hineinfällt; ein Fuder Korn hält vielleicht gleichfalls drinnen, der Hahn sitzt auf dem Heubaum („de Windelbom") und blickt verächtlich auf den Hund herab, der sein Tractement verdienen muß und in der Tretmühle herumspringt, welche das Buttern besorgt — aber es ist doch immer die Wohnstube. Weiterhin spielen die Kinder; die Wiege schaukelt, und die Mutter giebt zu gleicher Zeit auf das

Kind in der Wiege und auf die Specksuppe über dem Feuer Acht. Der Heerd besteht aus einer gemauerten Erhöhung an der Wand, der Einfahrt gegenüber; an den Seiten befindet sich das Schüsselbrett und eine Sammlung blank gescheuerter Kessel, und wenn das Feuer lodert und die Flammen sich in den Kesseln spiegeln, bildet sich dadurch ein schöner Hintergrund in dem großen Raume, welcher sich fast durch das ganze Gebäude erstreckt — ein Hintergrund der Diele (de Dehl) mit ihrer zwei- und vierbeinigen Bevölkerung, mit ihrem Chaos von Geräthschaften aller Art, mit ihren verschiedenen Wirthschaftsscenen, ihrer zweifelhaften Beleuchtung von Tageslicht und Feuerflammen, Alles in eine Wolke von blauem Torfrauch gehüllt.

Da das Haus keine Schornsteine hat, so ist es dem Rauche überlassen, sich einen Ausgang zu verschaffen, wie er ihn nur finden kann. Die Diele bekommt dadurch ein finsteres, schmuziges Ansehn. Der Rauch zieht sich längs der Decke hin, überzieht dieselbe mit Ruß und verschwindet theils durch das Thor, theils durch die schlecht zusammengefügten Bretter. Der Rauch ist der Saat auf de Böhn (dem Boden) sehr gedeihlich, sagt der Bauer, und auch die Hausmutter meint, der Rauch thue den Schinken wohl, die längs des Gebälks herabhängen; aber unterdeß werden die Leute selbst durchräuchert, und wenn das Thor nicht geöffnet sein kann, thränt das Auge der Freude des Herzens über das Wohlbefinden des Getreides und der Schinken zum Trotz.

Die Diele ist Stube, Küche, Stall, Dreschtenne und überhaupt der wichtigste Platz im ganzen Hause. Außer derselben und noch ein paar Behältnissen, die in ihr abgesteckt sind und dem Gesinde des Hauses zur Schlafkammer oder auch zur Milch- und Speisekammer dienen, hat das Haus noch zwei Räumlichkeiten. Zu jeder der beiden Seiten des Heerdes befindet sich eine Thüre. Die auf der rechten Seite führt in „de Dörns“, welche die

Schlafstellen der Familie in großen Wandschränken und deren Reichthum in großen Kisten, die einen nicht kleinen Theil des beschränkten Raumes einnehmen, enthält. In der Nähe der Thüre steht ein mächtiger Ofen, der vom Heerde aus geheizt wird, der einzige im ganzen Hause ist, und auf diesem Ofen wiederum der blankgescheuerte „Stülper", ein verziertes messingenes Dach, welches sowohl als Ausschmückung, wie auch dazu dient, das Essen, welches unter dasselbe geschoben wird, warm zu erhalten. Hier findet man weder ein überflüssiges Zierrath noch viel Bequemlichkeit; aber im Ofenwinkel neben der alten Wanduhr ist ein recht trauliches Plätzchen, und hier sitzt „de Grotmoder un nühlt in'n Lähnstohl" (die Großmutter und pflegt sich im Lehnstuhl) und zieht den Flachs mit zitternden Fingern so langsam und so bedächtig, als spinne sie ihren eignen lockern Lebensfaden. Die Thüre links vom Heerde führt von der Diele in den Pesel, welcher zwar eigentlich die Putzstube und „de beste Stuv" sein sollte, bei dem Kleinbauer, der es nicht vermocht hat, seinem Haus einen modernen Anstrich zu geben, jedoch weit öfter die Milch- oder Rumpelkammer bildet. Die Diele tritt dann an die Stelle der Pesel, und so wie sie der Schauplatz der täglichen Beschäftigung des Bauers ist, so wird sie auch der Schauplatz seiner Feste. Sie ist kein schlechter Festsaal; Platz ist genug, und wenn der Lehmboden mit weißem Sande gekehrt, der Futterkasten und die Hühnerbank hinausgeschafft, Boos und Affid (die Räumlichkeiten für das Vieh) mit Bettlaken und Pferdedecken behangen, ein Faßreifen mit Tannenreisern geschmückt als Kronleuchter aufgehißt worden ist, dann hat man sie prächtig zum Tanze eingerichtet. Wenn die Jugend ermüdet, ruht sie eben so süß auf einem Bündel Heu, wie in einer chaise-longue aus, und die Tapeten hier erleiden keinen Schaden durch den Tabaksrauch aus dem ewig dampfenden „Näsenböter„ (Nasenwärmer).

So ist ein südschleswig'sches Bauerngehöft beschaffen, und man wird leicht einsehen, daß es durchaus nicht eine bequeme oder trauliche Wohnung genannt werden kann. Barricadirt von schönaufgeworfenen Düngerhaufen und umgeben von dem Kohl- und Obstgarten, in welchem die Bienen um ihre Stöcke schwärmen, ist es selbst ein großer Bienenstock, der seine Bestimmung erfüllt, wenn er Schutz vor der winterlichen Kälte und Platz zur Bearbeitung und Aufschichtung dessen gewährt, was die Arbeiter von dem Acker und der Wiese nach Hause bringen. Es ist ein Haus für einen Bauer, der nicht von dem Baum der Erkenntniß genascht und nicht den Luxus der Städte kennen gelernt hat. Was nicht zu seinem Fache gehört, dafür weiß er auch keinen Platz in seinem Hause zu finden, ebensowenig wie er ein Wort dafür in seiner einfachen plattdeutschen Sprache hat. Baukunst und Sprache stehen noch auf demselben Punkte, wie vor zwei Jahrhunderten.

Unterdeß ist aber das Hochdeutsche vom Katheder und der Kanzel herab erklungen, der Südschleswiger hat zwei Sprachen erhalten, und die Worte, die er nicht in der einen findet, gewährt ihm die andere; und hat er nicht Platz in dem altmodischen Hause, baut er sich ein neues nach dem Beispiel seines Nachbars in Angeln, die dem Lande eigenthümliche Bauart verschwindet somit allmälig mehr und mehr.

4. Eine Hochzeit.

Und wenn Feuer im Dorfe ausgebrochen wäre, die Leute hätten sich nicht emsiger geberdet. — In jedem Gehöft war man damit beschäftigt, die Pferde vor den Wagen zu spannen; auf der Straße liefen die Mägde, mehlbestäubt, wie sie eben waren, eine mit frischem Brot, eine andere mit Teig, und sie hatten kaum Zeit, einander anzureden, wenn sie sich begegneten. Die Kinder jubelten und sprangen umher, es war ein Schreien und Summen, und derjenige hatte gut aufhorchen, der sie verstehen wollte! Sie riefen:

Aetebar*) oder,
Bring en lütje Broder!
Aetebar ester,
Bring en lütje Schwester.

Die Störche waren wieder angekommen; sie flogen dahin mit nach hinten gelegten Beinen und nach vorn gestreckten Hälsen, um nach ihren alten Nestern auszuschauen, und die Kinder sahen ihnen nach; wollten sie doch wissen, wo der erste Storch sich niederließ, denn derselbe bringt Glück und Segen. Der Frühling war wieder da, es grünte aufs Neue am Rande der Gräben und Ackerfurchen, die Gänseblümchen waren erblüht, die Hundeblume prahlte mit ihrer gelben Krone im Sonnenschein, und Niemand dachte daran, ihr, wie im hohen Sommer, wenn die Felder von Blumen wimmeln, den Kopf abzuschlagen. Und man harrt der Grethe Dorthe aus der untern Mühle, sie muß kommen, denn sie ist die Braut des Krüschan Klammer; heute Abend ist Polterabend, und morgen Hochzeit. Es ist deshalb kein Wunder, daß Alles im Dorfe in Bewegung ist. Sonst liegt es still

*) Der Storch.

und freundlich tief im Thale, im Kreise um seine Kirche; kein Thurm deutet mit strengem Mentorfinger gen Himmel; das mit Schindeln gedeckte Dach erhebt sich kaum über die Strohdächer, die weißen Mauern blicken hervor durch Pappeln und Eschen, und Gottes Haus liegt ebenso bescheiden in seinem Garten, wie die Häuser der Menschen in den ihrigen; stünde ihm nicht zur Seite ein hölzerner Glockenthurm in der Form einer ungeheuren Zuckerstreubüchse, man würde vorübergehen, ohne die Kirche zu bemerken. Gegenüber, auf der andern Seite des Weges liegt ein kleines, unansehnliches Haus, und es sieht noch unansehnlicher aus, weil es neben den rothen Mauern des Kruges, des einzigen ziegelgedeckten Gebäudes im ganzen Dorfe, liegt. Der Krug macht sich breit mit seinen vielen Fensterscheiben; der Reisestall springt ein gut Stück auf die Landstraße vor, und die großen Flügelthore sind nach beiden Seiten zurückgeschlagen — er ist gleichsam eine Falle, die den Reisenden gestellt ist, und viele werden drin gefangen, denn das bairische Bier des Krügers und sein schönes Aennchen sind in der ganzen Gegend bekannt. Die andern Häuser des Dorfes sind mit Stroh gedeckt und in der alten Manier gebaut; die Giebelthore stehen offen und der Rauch zieht hinaus und schlängelt sich bis an das Dach hinauf; drinnen in der Diele bewegen sich Menschen und Vieh, im Hintergrunde auf dem Heerde lodert das Feuer, und in der Einfahrt steht der Wagen, vor welchen man jetzt die Pferde gespannt hat.

„Schoster Hans hat den ersten Storch gekriegt!“ riefen die Kinder. Der Storch flog einige Male im Kreise über dem Häuschen, streckte die Beine abwärts, that noch einige Flügelschläge und ließ sich auf das Nest nieder. Er nickte und machte Kratzfüße, indem er seine alte Heimat betrat, legte darauf den Hals zurück und klapperte; wenige Minuten später traf sein Weibchen ein, und nun stimmten sie ein Duett an, daß man es über das halbe Dorf hin vernehmen konnte.

„Da sind Deine Störche, Hans," sagte der Krüger, der in seinem Garten stand, zum Schuhmacher, der, mit einer grünen Schürze angethan, einen Stiefel in der Hand, heraustrat, um zu erfahren, was das viele Lärmen zu bedeuten habe. „Du hast immer Glück."

„Ja, Storchglück," lachte Hans; „nun, ich möchte wissen, ob dieses Jahr einige zu Euch kommen werden."

„Ich mache mir nichts aus der Sippschaft, sie hacken mir den Kalk vom Dache herunter, und es sind auch keine Thalerstücke, die sie von sich geben, so weit ich es an Deinem Dache wahrnehmen kann," antwortete der Krüger. Aber er meinte es nicht so, wie er es sagte, denn sonst hätte er wohl keinen Korb mit Heu und Rasen auf den First seines Stalles hingestellt.

„Schwerenoth! jetzt fahren die Wagen schon nach dem Bruttyg (Aussteuer)!" rief der Schuhmacher.

„Und Du sollst ja Schaffner bei Krüschan sein. — Dort wird es was zu thun geben." — —

Aus jedem Gehöfte rollte jetzt ein Wagen heraus; die Pferde prangten im besten Geschirr, und die Kutscher hatten ihre Sonntagskleider an; die Pfeife hing im Munde, die Peitsche ruhte in der Hand, die Schmitze war mit rothseidenem Bande geschmückt, Knall auf Knall ging es dahin, und die Wagen rollten der Mühle zu. Wenn in einem Dorfe Hochzeit ist, wird die Aussteuer der Braut am Tage vorher aus dem elterlichen Hause in die neue Heimat geholt. Dieses besorgen die Nachbarn; je mehr Wagen dazu erscheinen, je größer ist die Ehre. — Da sowohl Krüschan wie der Müller gut mit dem ganzen Dorfe standen, waren auch alle Wagen in Bewegung. Die Mägde und Frauen, die in dem gemeinsamen Backhause des Dorfes beschäftigt waren, traten hinaus, um den Wagen nachzuschauen; des Krügers Aennchen strich sich mit den beteigten Fingern eine Locke

aus der Stirn, und rief einem Knechte, der sich verspätet hatte, zu:

„Man to, Johann; die Andern sind schon in der Mühle!"

„Nun, das hat wohl so große Eile nicht," antwortete er. „Was schmort Ihr denn drinnen? Hast Du nicht ein Kostebissen?"

„Ach, Du Puttenstöker (Topfgucker), warte bis morgen; mache, daß Du fortkommst, sonst kriegst Du nichts auf den Wagen."

Johann fuhr fort und die Mädchen plauderten weiter; sie freuten sich schon im Voraus auf den Tanz des nächsten Tages und auf den Jubel des Abends; die Zungen waren ebenso emsig wie die Hände und während man einen Kuchen herausnahm, wurde der andere in den Ofen hineingeschoben, sodaß bald kein Platz mehr übrig war, weder auf dem Tische, noch auf den Fensterbrettern. Das halbe Dorf backte heute; Einige wollten Kuchen und Brot zu Hochzeitsgeschenken, Andere für das Haus gebacken haben, denn wenn in einem Dorfe eine Hochzeit gefeiert wird, dann schmaust man nicht allein im Hause der Neuvermählten, sondern die Freunde und Nachbarn richten auch einen Schmaus aus, und oft verstreichen acht bis zehn Tage, ehe man wieder in die alten Falten kommt.

War man aber über und über beschäftigt im Backhause; man war es nicht weniger im Hochzeitshause. Im Gehöfte des Krüschan Klammer wurde Alles um und um gekehrt. Das Vieh war in die Nachbargehöfte abgeführt, die Diele ausgekehrt und mit Bettlaken und Pferdedecken austapeziert, die Viehstände waren in Cabinets umgewandelt, und jetzt beschäftigte man sich mit dem Aufräumen in dem Pesel und dem Dörns; dort scheuerten und trällerten die Mägde, schlugen die Fenster auf und die Thüren zu. Es war eine Wirthschaft, daß weder der Alte, noch Mietz wußten, wo sie bleiben sollten. Er trieb sich im Garten,

die Pfeife im Munde, an den Bienenstöcken umher und sonnte sich; die Katze wollte sich an die Magd anschmiegen, diese aber warf einen nassen Scheuerlappen auf den Fußboden, daß es klatschte, Mietz schüttelte die Pfoten und sprang auf den Heerd. Das war aber aus der Asche ins Feuer gerathen, denn hier machte sich die Kochfrau mit Töpfen und Kesseln immerfort zu schaffen, und die Katze war zuletzt froh, daß sie mit einem schwarzen Streifen über der Stirn davonkam, und daß nicht der ganze Kopf draufging, denn die Kochfrau hatte eine eigene Manier, den großen Kaffeekessel vom Fußboden auf den Dreifuß hinaufzuschwingen.

„Da sind sie, da sind sie!" riefen die Kinder auf der Straße.

Die Mägde waren gerade mit dem Scheuern fertig geworden und hatten sich ein wenig angeputzt; die Kochfrau hatte eben den Kaffeekessel zum Sieden gebracht, als der erste Wagen die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich lenkte. Es kam nun eine Reihe Wagen zum Vorschein, eine Reihe so lang, daß das Ende zwischen den Haselbüschen nicht abzusehen war. Sie kamen aber nicht von der Mühle, sondern vom Nachbardorfe; durch dieses war man hindurchgefahren, um die Aussteuer zu zeigen, und des Müllers Grethe Dorthe hatte eine Aussteuer, die sich wohl sehen lassen konnte. Auf dem ersten Wagen befand sich weiter nichts als ein Spinnrocken; die Kunkel war mit Flachs umwunden, und lange Bänder flatterten von derselben herab. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, und der Knabe, der hinten im Wagen stand, drehte das Spinnrad, und vorwärts ging es, daß die andern Wagen kaum folgen konnten. Der nächste Wagen fuhr nur eine Garnwinde; der dritte aber eine Kiste, und nun folgten Kisten ins Unendliche, Commoden, Truhen, kupferne Kessel, Kasten u. s. w. Die Wagen hatten nur wenig aufgeladen, denn es waren ihrer viele, und jeder mußte doch etwas haben. Zuletzt fuhr Jo=

hann; hinten in seinem Wagen klapperte eine einzige Waschkufe; sonst gar nichts.

„Das ist wegen des Kostebissens," riefen die Mägde, als er an dem Backhause vorüberfuhr; „das geschieht ihm ganz recht. Sieh' mal den Johann mit der Waschkufe an!"

„Wenn Du verheirathet wirst, dürfte Dein Mann wohl eine doppet so große Kufe anschaffen müssen, wenn er Dein ungewaschenes Maul rein waschen soll," rief Johann.

„Ne hör man de Hans Lüg, de Slöpendriwer*)!" schrien die Mägde und warfen nach ihm.

Die Wagen rollten dahin, aber nicht dem Hause Krüschan's zu. Sie fuhren eine Straße hinaus und eine andere zurück, um das ganze Dorf, an den Ausmärkern herum, und an dem Pfarrhof vorüber: Alle mußten die Aussteuer sehen.

Die Dämmerung war schon eingetreten, als die Wagen vor dem Hochzeitshause hielten und das Abladen seinen Anfang nahm. Die Braut und ihre Eltern waren unterdeß angekommen, und Nachbarn und Freunde hatten sich in großer Anzahl eingefunden. Die Aussteuer wurde in die Diele gestellt, die Kisten und Kasten geöffnet, es war ein Beschauen, Betasten und Lobpreisen. Die Lichter wurden angezündet, und der Spielmann stimmte seine Fiedel. Essen und Trinken wurde herumgereicht, und ehe man sich's versah, war die Diele mit lärmenden Menschen angefüllt, während ein Topf nach dem andern von außen an das Thor geworfen wurde und sämmtliche verrostete Büchsen des Dorfes knallten. Ja, das war ein Poltern. — Bei jeder einigermaßen bedeutenden Hochzeit wird am Tage vor der Trauung der sogenannte Polteråbend oder Brutlagåbend gefeiert, eine Lustbarkeit im Hochzeitshause, zu welcher Freunde und Bekannte, geladene und ungeladene, Zutritt haben. Allerhand Scherz ist erlaubt; je mehr, desto besser, es geschieht ja zu Ehren des Brautpaars.

*) Hör einmal den Windbeutel, den Taugenichts.

Viele, namentlich viele Bewohner des Dorfes selbst benutzen gleichfalls diese Gelegenheit, um ihre Brautgeschenke abzugeben, und wer es versteht, sein Geschenk mit einer lustigen Rede, oder gar einem Vers zu begleiten, der macht nicht wenig Glück. — — Bei Krüschan wurde gepoltert und getanzt; die Töpfe und die Büchsen knallten und Einer nach dem Andern stellte sich mit seinem Geschenk ein. Die Braut und der Bräutigam konnten sich kaum von der Stelle bewegen, dermaßen war Mehl, Kuchen aller Art, Eier und dergleichen rings um sie her aufgeschichtet. Ueberall stand Thür und Thor offen, und die Gäste gingen ein und aus, nur nicht in den Pesel, dessen Thüre verschlossen war. Die jungen Burschen schlichen sich oft aus den Reihen der Tanzenden und legten Hand an die Thürklinke; aber kaum hatten sie geöffnet, als auch ein Geschrei von innen sich vernehmen ließ, und darauf ein Ausfall von den Mägden geschah mit Besen und was sonst bei der Hand war. Drinnen wurde das Brautbett von den Freundinnen Grethe Dorthe's hergerichtet, und mehrere der mächtigen Kisten, die aus der Mühle stammten, hatten hierzu ihren Inhalt abgeben müssen. Kissen thürmte sich über Kissen, über diese breiteten sich die benähten Betttücher, darauf wieder eine Lage Kopfkissen, deren Ueberzüge mit Fransen und mit ausgezackten Rändern garnirt waren, sodaß das rothe Inlet hervorblickte — ja, das war ein Bett, wie es sein mußte, das sagten alle die Frauensleute; und die Alten mit den Näsenbötern, denen es gestattet wurde, in Begleitung ihrer Frauen hineinzutreten, lachten und witzelten und sprachen von ihrem eignen Polterabend.

Als die Lustbarkeit im besten Gange war, that sich das Thor auf und ein junges Mädchen trat ein. Es war eine kleine flinke Person, „drall as Flissendrath" (rund und fest wie Flachsgespinnst); die schwarze Jacke und der breitgestreifte roth und grüne Rock lag ihr wie angegossen über Brust und Hüften. Das braune

Haar war unter die handbreite Haube, welche den Nacken bedeckte, zurückgestrichen und fiel ungeflochten in einer Puffe zierlich glatt über den Hals herab. Ueber den einen Arm hing ein runder Strohhut, über den andern ein in ein Tuch gebundener Krug.

„Clas Harms sin Trien! — Guten Abend, Trinchen! — Wo kommst Du denn her?“ ertönte es aus allen Ecken; aber sie ließ sich nicht stören, sie trippelte über die Diele auf den Herd zu, an welchem Braut und Bräutigam standen, verneigte sich und sagte:

„Dar schall hier Polterabend sin!
Ik bin Clas Harms sin Dochter Trien:
Min Vader wahnt in Negendamm
Un kennt hier Brut un Brödigam.
He seggt mi, dat dat Mod hier wehr,
Dat alkeen wat hier deklamer;
He hett mi op min Frag bedüdt:
„Se snattern so wat her de Lüd“;
Wiel ik nu ok god snattern kann,
Spann he för mi en Wagen an
Un föhr mi her bet na ju Dör
Un seggt: „Trien, drig din Schnak god för —“

Und Trinchen schnakte gut. Sie sprach eine lange versificirte Rede an die Braut und den Bräutigam; zwar enthielt dieselbe ein wenig Schulmeistermoral, allein sie wurde mit kecker Miene gesprochen, und die Gäste, die sich rings um sie versammelt hatten, lachten und gaben ihren Beifall zu erkennen. Wie Trinchen so dastand, verlor sie jedoch das Tuch, der Krug fiel zu Boden, ging entzwei und ein Blumenstrauß und ein Myrtenkranz kamen zum Vorschein. Sie stellte sich erschrocken und sagte:

„Herrje, nu hew ik ju verschreckt;
Nu hew ik ok wat nett's uhseckt,
Nu stah ik hier un deklamer
Un smiit min lütt Geschenck op d'Eer.

Gottlof, de schöne Mirrhenkranz
Un ok de Blöm is all' noch ganz.
De Blöm soegt ik för'n Brödigam ut,
De Mirrhenkranz is för de Brut;
So wie de Blöm, dat Mirrhen grön,
Mag Glück un Freide um ju blöhn;
De lewe Gott war mit ju sin,
Dat wünsch ju hüt Clas Harms sin Trien."

Trinchen verneigte sich wieder und überreichte dem Brautpaar ihre Gaben. Der Spielmann strich die Fiedel und der Tanz begann von Neuem. Unterdessen kam Mitternacht heran. Der Wagen des Müllers fuhr vor, und die Braut versuchte sich wegzuschleichen; aber die jungen Knechte hatten es bemerkt und paßten ihr am Wagen auf; Töpfe krachten und Büchsen knallten und Johann, welcher eine Blase zertreten wollte, fiel mit großem Lärm gegen das Thor. Unter all diesem Gepolter stieg Grethe Dorthe auf den Wagen, und die halb scheugewordenen Pferde jagten die Straße hinab in vollem Laufe, aber nichtsdestoweniger dauerte das Lärmen fort, und gerade die Alten waren Die, welche am ärgsten ihr Hoch! schrien; sie hatten ein wenig zu tief ins Glas geguckt und glaubten, weil nun Alles sich vor ihren gläsernen Augen um und um drehte, seien auch ihre Beine wieder jung und geschmeidig geworden. —

Im Mondschein wanderten Schoster Hans und Clas Harm's Trinchen die Straße entlang; vom Tanze erhitzt, waren sie ganz athemlos und vermochten kaum zu reden.

„Wer einen solchen Polterabend halten könnte!" seufzte Hans.

„Nun etwas weniger könnte es wohl thun," meinte Trinchen.

„Ach ja, meinetwegen etwas weniger, aber es käme doch namentlich darauf an, was sie dazu sagte."

„Ist sie denn so eingebildet?" frug das Mädchen.

„Das will ich nicht gesagt haben," antwortete Hans, „aber ihr Vater hält vier Pferde, und ich nur eine Kuh. Huha, mor-

gen werde ich sie im Tanze schwingen, und heute Abend soll sie mir einen Kuß geben, denn es ist Polterabend, Trinemedder —" und er schlang den Arm um sie und raubte einen Kuß, und noch einen, und noch einen, und es ging so schnell von Statten, daß Trinchen nicht die Zeit geblieben wäre, aufzuschreien, — wenn sie es auch gewollt hätte.

„Schäme Dich, ich tanze nicht mit Dir," sagte Trinchen, indem sie aus seinen Armen und in das Haus ihrer Base schlüpfte; dort sollte sie übernachten, denn sie hatte einen weiten Weg nach Hause und mußte am nächsten Morgen frühzeitig in der Mühle sein, um ihrer Freundin Grethe Dorthe bei der Toilette behilflich zu sein.

Am folgenden Tage schien die Sonne herrlich über die Landschaft, zwischen den Hecken am Wege wogte ein sanfter, lauer Wind, die Lerche stand hoch in den Lüften und trillerte, und der Storch stolzirte fischend auf dem grünenden Moor umher, als eine Reihe Wagen voll geputzter Leute von der Mühle ins Dorf herein rollte. Es ging nicht wie gestern, als die jungen Knechte die Aussteuer holten, in fliegender Fahrt, sondern gemessen und ruhig. Auf dem ersten Wagen saß die Braut, und auf dem zweiten der Bräutigam, einem jeden zur Seite die nächsten Anverwandten; darauf kam der endlose Zug der Familie, der Freunde und Nachbarn, und erstere war beinahe in das Dorf hinein, als die letzteren aus der Mühle fuhren und noch an dem fetten Kuchen des Müllers kauten. Die Kutscher hatten rothe Bänder an das Pferdegeschirr und in die Schmitzen der Peitschen gebunden, und neben der Wagenreihe ritten junge Burschen, flatternde Bänder um die Hüte und bandumschlungene Branntweinflaschen in den Händen, aus welchen sie die dürstenden Kehlen labten. Bald galoppirten sie vor, bald blieben sie zurück, sie waren hier und

dort und allenthalben, wo man einer Labung benöthigt war. Sie sahen gar stolz in ihrem Staat auf den aufgeputzten Pferden aus, denn „Brutträcker“ zu sein und das Brautpaar zu begleiten, ist ein Ehrenposten, den kein Klotz bekleiden kann.

Wenn es langsam zur Kirche ging, so ging es um so schneller von derselben zurück. Die Brutträcker schwangen die leeren Flaschen, spornten die Pferde an und ließen die Zügel schießen; Braut und Bräutigam hatten sich in anderer Weise in den Zug eingereiht, er fuhr voran in fliegender Fahrt: die Feierlichkeit war vorüber, und jetzt begann die Lustbarkeit. Es ging durch alle Straßen des Dorfes und darauf nach dem Gehöft des Krüschan Klammer. Am Thorwege stand Schoster Hans, heute mit einer weißen Schürze und einer feierlichen Miene; er war heute keine geringe Person, er war der erste Schaffner. Der Schaffner — bei großen Hochzeiten giebt es deren mehrere — ist der eigentliche Festmarschall, der Alles arrangirt und im Verein mit den Brutträckers die Bedienung bei dem Tische der Männer hat. Er muß nicht allein die Hand, sondern auch den Mund zu brauchen wissen, und es ist deshalb keine geringe Ehre, ein tüchtiger Schaffner zu sein. — Schoster Hans stand am Thorwege. Er empfing das Brautpaar mit einer Rede, gewürzt mit derben Witzen, und der Bräutigam antwortete nach bestem Vermögen. Darauf theilten sich die Thorflügel, und nun erblickte man „de Grot-Dehl“ in einen mächtigen Speisesaal mit langen Tischen an beiden Seiten umgewandelt. Obgleich der Müller es nicht an guter Bewirthung hatte fehlen lassen, die Brutträcker stets mit ihren Flaschen zur Hand gewesen waren, und der Pfarrer keine lange Traurede gehalten hatte, so schien es doch, als seien die Gäste hungrig, denn kaum hatten sie die Wagen verlassen, als sie auch zu Tische gingen. Die Männer, der Bräutigam an der Spitze, ließen sich an den Tischen zur Linken nieder, die Frauen an denen zur Rechten, und dort an dem Tischende saß die Braut mit ihrer

Krone — ein mit Perlen gestickter Schmuck, welchen nur die Jungfrau tragen darf — auf dem Kopfe. Man ging hin und her, man lärmte, um eine homerische Redensart zu gebrauchen, gleich einem wogenden Meer, auf welchem nicht wenige gestärkte Kragen und Manschetten Schiffbruch erlitten, und wo die Hüte in Tod und Verderben gerathen wären, hätte man sie nicht klüglich auf den Köpfen gelassen. Sobald die Gäste ihre Sitze eingenommen hatten, schlug Hans mit einem Stock auf einen der messingenen Kessel und rief laut und gebieterisch: „Nu be!“ (Jetzt betet!) Die Hände falteten sich, die Häupter neigten sich, die Aufforderung war kurz, und das Gebet war kurz. Aber zum Ersatz dafür, daß sie einen Augenblick hatten schweigen müssen, setzte sich nun jeder Mund in Bewegung; das Wort und die Suppe begegneten sich oft unterwegs, und der Krüger, der immer soviel zu reden hatte und doch kein Kostverächter war, stand in Gefahr, zu ersticken.

Wie viel hatten nicht Hans und die Brutträckers an den Tischen der Männer und die jungen Mädchen an den Tischen der Frauen zu thun. Der Schaffner mußte die Augen überall haben und darauf sehen, daß nichts fehlte. Hier wünschte man Wein, dort Branntwein, gar oft mußte er selbst den Becher credenzen, und immer floß ihm eine lustige Antwort von den Lippen. Die Aufwartenden sprangen hin und her, die Erwachsenen jubelten in der festlich geschmückten Diele, die Kinder und die Jugend trieben ihr Wesen in den Viehständen, die Suppe dampfte, und die Pfeifen dampften — es war ein Summen von Stimmen und eine Luft zum Ersticken. Es that wohl, als Hans das Thor öffnete; dadurch drang Licht und Luft herein, und die kleinen Leute, die nicht mit beim Feste waren, konnten denn auch ihre Augen weiden: sie standen draußen und blickten hinein.

Der Schaffner ist unermüdlich; wiederum ein Schlag auf den messingenen Kessel, und seine Stimme durchdringt das Summen, indem er laut verkündet: „nu is Tid de Hochtidgaben to geeven.“

In der Pause während der Mahlzeit, die jetzt entsteht, drängen die Anverwandten der Braut sich an diese und diejenigen des Bräutigams an ihn heran, und es regnet nun allerhand Geschenke. Bald ist ihr Schoos angefüllt mit silbernen Löffeln, gemalten Glassachen, Tassen mit Inschriften, und dazwischen klingen Geldstücke, groß und klein, daß es eine Lust zu hören ist. Das Brautpaar hält klüglich einige Körbe in der Nähe bereit und diese gehen nicht leer zurück. Bei solcher Gelegenheit ist es fast kostspieliger Gast, als Wirth zu sein; aber dafür betrachten sich denn auch die Gäste, als seien sie zu Hause, und langen aus freien Stücken nach den guten Gerichten — Krüschan braucht sie nicht zu nöthigen. Unter großem Jubel hatte man auf die Gesundheit des Brautpaars getrunken, der Hunger war mehr denn gestillt, und mit aufgeknöpfter Weste erhob sich schon dieser und jener, um draußen frische Luft zu schöpfen. Hans schlug wieder auf seinen Kessel, daß es in der Diele wiederhallte, und hob die Tafel auf, und Dutzende von hülfreichen Händen waren nun bereit, die Tische zu leeren und hinwegzuschaffen, damit kein kostbarer Augenblick verloren ginge; die Musikanten stimmten ihre Fiedel und Clarinette, und jeder von ihnen ein moderner Arion, machten sie die leblosen Gegenstände tanzen — die Diele war geräumt, und der Ball konnte beginnen.

Die Sonne blickte über die Hecke und schaute dem lustigen Tanze zu, und die Armen standen draußen und deuteten auf die geputzte Braut, auf das schöne Aennchen aus der Schenke und auf Schoster Hans, welcher, wie er versprochen hatte, Clas Harms sin Trien schwang. Die Sonne ging unter, die armen Leute gingen zu Bett, aber der Tanz dauerte lustig fort. Die Lichter waren angezündet, Essen und Trinken wurde umhergereicht, und wiederum schlug Hans auf den messingenen Kessel. In einer wohlgesetzten Rede lenkte er die Aufmerksamkeit der Tanzenden darauf hin, daß auch die Musikanten etwas für ihre Mühe haben

müßten, und er selbst hielt Denjenigen den Teller hin, die seine Aufforderung überhört zu haben schienen. Der unermüdliche Hans! Auch er war es, der die Braut fing, als die Mädchen einen Kreis um sie geschlossen und sie nicht wieder entschlüpfen lassen wollten. Sie verspotteten den athemlosen Schaffner, und die Knechte lachten ihn aus, als er um den Schwarm umherlief und nicht durchzubrechen vermochte; aber endlich schaffte Hans Rath: er küßte erst Aennchen und darauf Trinchen, und während diese die Hände losmachten, um ihre Lippen zu schützen, schlüpfte Hans hindurch und führte triumphirend die Braut dem harrenden Ehemann zu, der sich nun der Familie und den Freunden empfahl. — —

„Das war eine Hochzeit!" sagte Clas Harms, der es kaum vermochte, seinen Stuhlwagen zu besteigen; und Du bist ein Kerl, Hans, der gleichsam zum Schaffner geboren ist. Wenn ich einmal Hochzeit mache, soll Niemand als Du Schaffner sein, das schwöre ich Clas Harms."

„Und Ihr gedenkt Hochzeit zu machen?" frug Hans.

„Und warum denn nicht? Bin ich nicht jetzt seit einem Jahre Witwer, und bin ich vielleicht nicht der Mann, daß einem Mädchen mit mir gedient sein könnte? Hätte ich nur die Dirne dort gut aus dem Hause."

„Komm doch, Väterchen, es ist so kalt," rief Trinchen; sie saß im Stuhlwagen geduckt, mit einem Tuch über den Kopf.

„Das Mädchen werdet ihr schon los werden; Euer Trinchen braucht kaum selbst zu freien," sagte Hans, indem er die Schulter untersetzte, wodurch es ihm gelang, den wankenden Clas Harms in den Wagen zu bringen.

„Du möchtest ihr vielleicht zuvorkommen, Du? Ha ha ha. Du bist allerdings nur Einer von de kleene Lüd; wenn es aber wahr ist, was man sagt, daß Du die alte Base beerben sollst, nun dann kannst Du ja mal vorsprechen, wenn Du in unsere Gegend kommst."

„Hier sind die Zügel, Vater," unterbrach ihn Trinchen. „Hopp!"

„Hopp! — Ja, das kann ich schon selbst sagen," lallte Clas Harms. „Gute Nacht, Schoster Hans. Speculir' Du mir eine schöne Rede aus, wenn ich von der Kirche mit meiner Braut komme. Hopp — also!"

„Gute Nacht, Trinchen!"

„Gute Nacht, Hans."

Der Wagen rollte davon und Hans ging nach Hause. Es leuchtete schon am östlichen Horizonte und der Mond hing blaß an dem graublauen Himmel.

Auf dem Firſt des alten Hauſes ſtanden die Störche auf einem Beine balancirend; aber der Korb auf dem Stalldache des Krügers war leer. Die Muſik ſummte Hans noch in den Ohren, er vermochte nicht recht, ſeine Gedanken zu ſammeln, ſie flogen von Einem zum Andern. Er dachte an den Krüger, der mit all ſeinem Gelde nicht froh werde und inmitten der Hochzeitsfreude faſt an Suppe erſtickt wäre; er dachte daran, wie es wohl um die alte Baſe ſtände, wie weit Trinchen wohl gefahren ſei, und an die Einladung, die ihm von Clas Harms geworden; und ihm ſchien es, als hätten die Leute nicht Unrecht, wenn ſie ſagten: die erſten Störche bringen dem Hauſe Glück, auf welches ſie ſich niederlaſſen.

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

„Hier sind die Flügel, Vater," unterbrach ihn Trinchen.

[illegible]

„Hurra! — Ja, das kann ich jetzt selbst sagen," lallte Claus Hurrah. „Gute Nacht, Schöner Hans. [illegible] Du mir eine schöne Rede aus, wenn ich von der Kirche mit meiner Braut komme. Hopp — [illegible]"

„Gute Nacht, Trinchen!"

„Gute Nacht, Hans."

Der Wagen rollte davon und Hans ging nach Hause. Es leuchtete schon am östlichen Horizonte und der Mond hing blaß an dem grünblauen Himmel.

Auf dem First des alten Hauses standen die Störche auf einem Beine balancirend; aber der Korb auf dem Stalldache des Krügers war leer. Die Musik klimmte Hans noch in den Ohren, er vermochte nicht recht, seine Gedanken zu sammeln; sie flogen von Einem zum Andern. Er dachte an den Krüger, der mit all seinem Gelde nicht froh werde und [illegible] der Hochzeitsfreude [illegible] erhitzt wäre; er dachte daran, wie es wohl um die alte Base stünde, wie weit Trinchen wohl gefahren sei, und an die Schilderung, die ihm von Claus Hurrah geworden; und ihm schien es, als hätten die Leute nicht Unrecht, wenn sie sagten: die [illegible] Störche bringen dem Hause Glück, auf welches sie sich niederlassen.

Druck von [illegible] in Leipzig.